

# VERDORF.

Illustrirte Damen-Zeitung.

## Edelwild.

Eine Erzählung von Ida Boy-Ed.

(6. Fortsetzung von Seite 343.)

Die Gattin des Bankiers Dondorf durchschritt noch einmal alle die Räume, welche bereit waren, Gäste aufzunehmen. Aus dem Vorfaal, der durch grüne Bäume und Sträucher in Kübeln, vielleicht nur für den heutigen Abend, in einen förmlichen Garten verwandelt worden war, gelangte man zunächst in ein kleines graues Zimmer, welches für gewöhnlich der Hausfrau als Wohnraum diente, heute jedoch gleich-

sam nur als Durchgang benutzt wurde zu den daranstoßenden beiden Salons. Diese Räume glichen, nach der Mode von heute, eher einem Museum, als bürgerlichen Wohnräumen, und mit großem Stolz schweifte das Auge der Eigentümerin über ihre „stilvolle“ Herrlichkeit.

Frau Dondorf trat vor einen großen Spiegel, rückte das vor demselben stehende Maikartbouquet ein wenig beiseite und unterwarf auch ihre eigene Person noch einer letzten

Kritik. Ihren schwarzen Scheitel krönte die Frisur à la Récamier; ihre breiten Schultern, die volle Büste und die enggeschnürte Taille umspannte großblumige schwarze Seide, die hochgebauscht auch vom Gürtel niederfloß und als lange Schleppe der kleinen starken Figur der Dame etwas Majestät zu geben suchte. Frau Dondorf entdeckte, daß das Rosenbouquet zu sehr auf der Höhe ihres Busens hervorprang, und daß der Puder, mit dem sie den Schnurrärtchenflaum



Willkommene Tafelmusik. Nach dem Gemälde von E. Meissonier. Autorisierte Reproduktion.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von E. Lecadre u. Cie., Paris.

auf ihrer Oberlippe zu vertuschen trachtete, etwas zu stark aufgetragen war. Diese Schäden ließen sich leicht kurieren. Während sie noch damit beschäftigt war, rauchte eine blonde hübsche Frau mit etwas geschärften, doch feinen Gesichtszügen herein, warf sich in einen Sessel, legte ihren Fächer in den Schoß und setzte sich ein Pincenez auf.

„Eure Räume machen sich gut bei Licht, Liebste. Doch wieder ein anderes Genre sich einzurichten, als bei uns in Berlin.“

Sie nestelte an den Spitzen, welche das bläuliche Kleid auf der flachen Brust reich bedeckten, und fragte: „Ich bin doch passend angezogen? Sieht man's dem Kleid wohl an, daß es bereits dreimal in der Appretur war? Du weißt, unsereiner muß sich einrichten. Wie viel Menschen habt Ihr heut Abend?“

„Beruhige dich,“ sagte Frau Dondorf, das Makartbouquet wieder an seinen Platz stellend, „deine Toilette ist sehr hübsch.“ Im Grunde war sie nicht der Meinung und hatte schon heute Mittag zu ihrem Manne gesagt: „Ich bin nur neugierig, was für ein aufgebeffertes oder zusammengestelltes Kleid deine Cousine heut Abend wieder anzieht; wenn man in ein Haus wie das unsere zum Besuch kommt, muß man sich doch ein wenig darnach richten.“ worauf Herr Dondorf begütigend meinte, daß bei Offizieren die Geldmittel oft nicht im Einklang mit der gesellschaftlichen Stellung stünden, und daß es ja sehr ehrenhaft von der Hauptmännin sei, wenn sie sich einrichte.

„Wer kommt denn alles? Bekannte Namen?“ wiederholte die Hauptmännin.

„Eine ganze Menge,“ antwortete Frau Dondorf wohlgefällig und begann eine Reihe der zu erwartenden Gäste heranzuzählen, mit Herrn v. Droste und seinen Damen den Beschluß machend.

„Himmel,“ rief die Hauptmännin, die Hand nach dem Theegebäck auf dem Tisch ausstreckend, „welche Menge Menschen! Und v. Droste, sagst du? Der berühmte Berliner Professor?“

„Ja — kennst du ihn? Habt Ihr verkehrt?“

„Bewahre!“ sagte die andere. „Wir verkehren nur mit den Kameraden. Aber ich habe mal einen Vortrag von ihm gehört. Ein schöner Mann! Fabelhaft interessant. Mit Damen sagst du? Ja, ist er denn jetzt verheiratet?“

„Die Witwe seines Bruders und deren Tochter sind bei ihm. Eine Frau, ich sage dir: vornehm, kolossal vornehm und lebenswürdig! Sie werden Mode werden. Du weißt wie das geht — ein paar neue Erscheinungen, reich, schön, Verwandte eines berühmten Mannes obenein! Wir sind stolz, daß wir sie zuerst haben,“ erzählte Frau Dondorf, nach der Uhr sehend. „Nun könnten aber schon Leute da sein.“

„Ach,“ sagte die Hauptmännin lachend, „das ist ja die Frau mit der interessanten Geschichte, jetzt fällt mir ein. Mein Mann war Fähnrich im selben Regiment, wo der Hauptmann Droste stand. Du, eure Konfitüren sind aber nicht so gut wie bei uns in Berlin.“ Damit zog sie das silberne Körbchen näher heran, um mehr zu nehmen.

„Eine Geschichte?“ fragte Frau Dondorf.

„Über die schon lange Gras gewachsen ist. Ein Liebhaber — Überraschung — ein Skandal — ein Duell — der Mann fällt. Du meine Güte, so was kommt ja vor. Pech nennt man das. Passons là dessus! Sag mal, habt Ihr für morgen Opernhausbilletts bekommen?“

Frau Dondorf dachte nach.

„Wenn das wahr wäre und die Frau Schuld hätte, so nähme doch der Professor sie nicht in sein Haus. Thue mir die Liebe, meinem Mann gegenüber nichts zu erwähnen, er erlaubt niemals, daß in unserm Hause geklatscht wird. Er sagt, es sei ja sehr interessant, dies und das zu wissen, aber es gebe einem Salon erst den rechten vornehmen Charakter, wenn immer unpersönlich gesprochen werde.“

„Gewiß, gewiß,“ sagte die Hauptmännin, ihr Pincenez zurechtückend, „wer wird von so alten gleichgültigen Dingen noch reden. Ah, da kommt dein Mann. Und wer ist's, der mit ihm kommt?“

„Oberstlieutenant Lehßen. Auch eine neue Erscheinung für die Gesellschaft.“

Neben dem kleinen, rundlichen, verbindlich lächelnden Bankier schritt ein großer hagerer Mann in Uniform auf die Damen zu. Sein verwittertes Gesicht zierte ein grauer Schnurrbart, sein eisgraues Haar war militärisch verschnitten.

„Ohne Ihre Tochter, Herr Oberstlieutenant?“ rief Frau Dondorf vorwurfsvoll.

„Mila war in der That zu erkältet . . . aber darf ich bitten . . .“

Frau Dondorf stellte die Herrschaften einander vor.

Ein lebhaftes Gespräch von Seiten der jugendlichen Frau Hauptmann entspann sich, andere Gäste erschienen, nach zwanzig Minuten waren die Räume von einer großen Gesellschaft angefüllt, welche sich ohne steifen Zwang lachend und laut unterhielt.

Doktor Alfred Moscheles hörte den heiteren Ton schon im Vorjaal, dachte, ob Ottiliens Stimme wohl schon darin mithalle, warf noch einen Blick in den Spiegel — da der Professor ja nicht zugegen war, um ihn dafür zu necken — und schritt durch das kleine, menschenleere, graue Zimmer in den Salon. Seine Lage war ihm etwas peinlich, denn er kannte weder den Herrn noch die Dame des Hauses persönlich, da er beide nach seinem abermaligen Besuch infolge der Einladung wieder verfehlt hatte. Doch Herr und Frau Dondorf, eben in höflicher Sorge für diesen einen, ihnen

von Angesicht unbekanntem Gast, hatten ihre Augen möglichst viel beim Eingang, und Herr Dondorf trat sogleich mit einer freundschaftlichen Miene auf den jungen Gelehrten zu, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Herr Doktor Moscheles? Ich bin sehr erfreut. Hier meine Gattin! Nun, wie geht es denn unsern lieben Berliner Freund? Es ist hübsch von ihm, daß er Sie an uns verwiesen, bitte, betrachten Sie unser Haus als eine Stätte, wo Sie immer willkommen sind, falls Ihnen die geistige Atmosphäre nicht zu dünn ist.“

„Es fühlen sich so viele bedeutende Leute wohl bei uns,“ sprach Frau Dondorf, ihm gleichfalls die weiße Hand reichend, „daß wir hoffen dürfen, auch Herr Doktor Moscheles werde es nicht verschmähen, ab und an einen Abend hier zu verplaudern.“

Alfred war ganz erstaunt; so viel Liebenswürdigkeit gegen ihn, den fremden, unbedeutenden jungen Mann! Natürlich bloß der Abglanz vom Namen des Professors, der auf ihn fiel. Er wußte nicht, daß es die Spezialität Herrn Dondorfs war, mit allen Gästen seines Hauses intim freundschaftlich zu verkehren. „Bekannt“ hatte Herr Dondorf nicht, sie waren alle seine „Freunde“, und wenn man ihn auf der Straße, im Hofgarten oder im Theater von weitem irgend einer bekannten oder unbekanntem Persönlichkeit mit der Hand einen Gruß zuwinken sah, mußte man in der That glauben, der Begrüßte sei sein allerintimster Freund. Ehe noch Alfred etwas antworten konnte, fuhr Herr Dondorf fort: „Ihre Kritiken über Mantegazzas Physiologie des Genusses in den ‚Jahrbüchern‘ habe ich mit Bewunderung gelesen, Herr Doktor, und ihre vorjährige Broschüre über das Du Bois-Reymondsche Wort ‚Ignorabimus!‘ hat nach meiner Überzeugung den Nagel auf den Kopf getroffen.“

Also nicht um des Professors willen — um seiner selbst willen diese Freundlichkeit. Er war hier schon bekannt, gelesen! Ach, Doktor Alfred Moscheles war doch noch sehr jung, sonst wäre ihm vielleicht der Verdacht gekommen, daß Herr Dondorf sich wohl gar erst wegen seines Besuches über ihn mit Hilfe eines Buchhändlers unterrichtet habe. Und mit diesem Verdacht hätte er die Wahrheit getroffen. Doch im Hochgefühl, so viel Interesse zu finden, in dem freudigen Erstaunen, daß ein Geldmann so viel Liebe zur Wissenschaft zeige, antwortete er Herrn Dondorf eifrig und eingehend. Dieser ließ ihn eine Weile reden, hörte mit vertiefter Denkmene zu und sagte dann: „Über dies mich eminent fesselnde Thema reden wir nächstens in Ruhe, nicht wahr, lieber Doktor, Sie müssen kommen, wenn wir en petit comité sind. Jetzt muß ich Sie mit den anderen Gästen bekannt machen.“

Der Bankier stellte den Doktor allen Anwesenden nach der Reihe vor, soweit sie im Augenblick nicht im Gespräch gefesselt waren. Alfred hörte halb allerlei Namen und behielt keinen einzigen. Von all den Erscheinungen dächte ihm keine interessant, außer dem hohen hageren Manne in Uniform, dem er auch vorgestellt worden war, und der jetzt, während Alfred mit der Hauptmännin über Berlin einige Worte wechselte, offenbar über ihn mit dem Bankier sprach. Herr Dondorf machte es sich stets zur Aufgabe, unter seinen Gästen den Ruhm eines etwaigen neuen Gastes schnell zu verbreiten. Jetzt hielt er den Oberstlieutenant bei einem Knopf seines Waffenrockes und sagte: „Haben Sie die Kritiken über Mantegazzas Physiologie des Genusses in den ‚Jahrbüchern‘ gelesen? Und die Broschüre über Du Bois-Reymonds Wort ‚Ignorabimus!‘. Sehen Sie dort den schlanken, brünetten, jungen Mann? Es ist der Verfasser — Doktor Alfred Moscheles. Übrigens die rechte Hand eines unserer hervorragendsten Gelehrten, der auch noch erscheint. Überraschung für meine werthen Gäste, ha, ha! — sage nichts. Sie werden noch das Vergnügen haben, mit einem der ersten Gelehrten unserer Zeit heut Abend an einem Tisch zu speisen.“

Der Oberstlieutenant Lehßen hatte nun wirklich als Abonnent der ‚Jahrbücher‘ jene Kritik gelesen und es machte ihm Freude, mit dem Verfasser darüber reden zu können, da er nicht dessen Meinung war.

„Da will ich doch gleich . . .“ begann er. Aber Dondorf faßte schon den nächsten Herrn, einen vollbärtigen kleinen Mann mit vielen Dekorationen auf der Fracklappe, unter den Arm und sagte, ihn fortführend: „Habt Ihr Maler Zeit für Wissenschaften? So lesen Sie doch die Kritiken über Mantegazzas . . .“

Die Stimme verklang. Lehßen unterdrückte ein Lächeln und ging auf den jungen Doktor zu.

„Mein Herr,“ sagte er, „Sie gestatten, daß ich mich Ihnen nochmals vorstelle, denn ich vermute, daß es Ihnen vorhin so ging wie mir und daß keiner von uns des andern Namen verstand. Oberstlieutenant Lehßen.“

„Das,“ rief Alfred erfreut, „ist mir ein willkommener Zufall. Ich habe einen Empfehlungsbrief an Sie, Herr Oberstlieutenant, in der Tasche.“

„Und bisher keinen Gebrauch davon gemacht? Ei, das läßt auf die Wahrhaftigkeit Ihrer jetzigen Freude keine günstigen Rückschlüsse machen,“ sagte Lehßen wohlwollend. „Von wem denn?“

Alfred stotterte den Namen und dachte, daß er beinahe geantwortet hätte: „Weil Sie eine hübsche Tochter . . .“

„Blaudern wir ein wenig,“ meinte Lehßen, sich nach einem ruhigen Platz umsehend, „hier ist es sehr voll, kommen Sie, in jenem kleinen Vorzimmer wird uns niemand stören.“

Alfred folgte ihm. „Sehr gut,“ dachte er, „dort werde ich der erste sein, Ottilien zu sehen.“ Er war heute der Jungfer Anna auf dem Korridor begegnet, als sie ein wunderbares

Etwas von rosa Seide, Spitzen und Heideröschchen vorsichtig in erhobenen Händen trug, ein Etwas, von dem der in seiner Weltkenntnis bedeutend vorschreitende Doktor annehmen konnte, es sei Ottiliens Kleid für diesen Abend. Obenein hatte die Jungfer Anna ihm dies Etwas noch mit einem malitiosen Lächeln sozusagen vor die Nase gehalten und gesagt: „Ihnen wäre Sackleinwand für unser Fräulein wohl lieber.“

Kein Zweifel, die Frauen hielten ihn für einen Barbaren, der nur das Nützlichkeits-, nie das Schönheitsprinzip anerkenne. Um Ottilien anzudeuten, daß er auch der Eleganz ihr Daseinsrecht zuerkenne, hatte er sich selbst wie ein Modedesigner gekleidet und ein buntes seidenes Foulard in den tiefen Ausschnitt seines Gilet gesteckt, so daß er sich wie ein Dandy vorfam. Ob Ottilie das wohl bemerkte?

Nur mit gewaltsam gefasster Aufmerksamkeit folgte und entgegnete er den Worten Lehßens.

Inzwischen begann die Hauptmännin sich drinnen zu langweilen. Dieser junge dunkeläugige Doktor hatte ihr der einzige erschienen, mit dem man ein bißchen kokettieren könne, er sah zurückhaltend, doch nicht kalt aus und sprach nicht den süddeutschen Dialekt, welchen sie, die Berlinerin, abscheulich fand. So beschloß sie denn, den beiden Herren zu folgen, schlüpfte durch die nicht zurückgerastete Portiere und sagte: „So — ist das eine Manier! Sie beide, meine Herren, sollten sich besser mir widmen, denn Sie können sich denken, daß die bayrischen Partikularisten da drinnen sich nicht beeilen, der preussischen Offiziersfrau den Hof zu machen. Geschwind, Herr Doktor, retten Sie Ihren Ruf als Kavaliere bei mir.“

Dies Frauenzimmer mit dem Pincenez und der Aussprache des Deutschen — sie sagte „geschwind“ — war ihm widerwärtig.

„Meine Gnädige, ich habe noch nie beansprucht, einen Ruf als Kavaliere zu haben.“

„Unser junger Freund hier hat ernstere Bestrebungen,“ meinte der Oberstlieutenant heiter.

„Ich dachte, er wäre bloß bescheiden. Also im Gegenteil hochmütig.“ Die Hauptmännin ließ sich in einen Sessel nieder. „So werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, ihn aus seiner Hochmütsverschöpfung hervorzuziehen und ihn zwingen, mir etwas Schönes zu sagen.“

In diesem Augenblick that die Thür, welche vom Vorjaal in das Zimmer führte, sich auf. Ein stattlicher blondhärtiger Herr erschien.

„Gott sei Dank,“ rief die Dame, ihm aus ihrer faulen Lage nachlässig die Hand hinreichend, „da kommt noch ein Mensch! Sie gestatten: der Rat im Unterrichtsministerium von Kallmann — Oberstlieutenant Lehßen — Doktor Moscheles.“

Der Rat neigte sein wohlfrisiertes Haupt mit der „Tonsur der Weltlichkeit“ über die schmale magere Hand der Dame, küßte diese Hand und sagte mit etwas schnarrender Stimme: „Wie, meine Gnädige, Sie entziehen Sich der Gesellschaft und widmen Sich hier zwei glücklich bevorzugten Sterblichen?“

Sein fahlfarbiges, scharf geschnittenes Gesicht sah unendlich gleichgültig drein, seine hellen, etwas verschwommenen Augen gingen über Moscheles und den Oberstlieutenant mit einem kühlen Blick weg.

„Ja,“ rief die Dame heiter, „hier ist das Fegefeuer, man muß hindurch, ehe man ins Paradies gelangt. Aber entre nous, lieber Rat, da drinnen sind die Schafe von den Böcken nicht geschieden.“

Der Rat, welcher keine Gile zu haben schien, sich der Hausfrau vorzustellen, nahm seinen Chapeau elaque unter den Arm, zog den rechten Handschuh aus und fragte, immer mit demselben impertinenten Hochmut: „Wer ist denn alles da?“

„Der Professor Steinle mit Frau und Tochter,“ sagte Lehßen mit einer besonderen Betonung. Es schien Moscheles, als wolle er damit andeuten, „Menschen, mit denen zusammen zu sein eine wahre Ehre ist.“

„Ach so — kolossal bürgerliche Manieren, der Steinle,“ meinte der Rat.

„Und seine Frau erst — zum Totlachen, ein gelbes Atlastkleid mit Berggipfelmännchen! Ich glaube, meine Jungfer ginge nicht damit. Da gefällt mir die Baronin Breuel schon besser.“

„Auch da?“ fragte Kallmann mit dem Anflug eines spöttischen Lächelns. „Na, dann ist der Bildhauer Eters wohl ebenfalls zugegen. Die Sonne und ihr Planet!“

„Die harmloseste Stellung, die man zu einander in der Welt haben kann. Sagen Sie, Doktor, da giebt's so was wie Atmosphären oder Aether dazwischen — die kommen nie zusammen?“ meinte die Hauptmännin fragend. Ehe Alfred antworten konnte, sagte Kallmann schon: „Dennoch kommt dieser Planet in so beängstigende Sonnennähe, daß Eingeweihte sogar behaupten, ein Zusammenstoß dieser Weltkörper habe schon wiederholtlich stattgefunden. Abgebrannt genug sieht Eters manchmal aus.“

Die Dame hob ihren Fächer vors Gesicht und lachte.

„Die Herrschaften haben kritischen Geist,“ sagte Lehßen zu Alfred gewandt. Aber Rat Kallmann erachtete diesen Wink, daß Lehßen solchen Ton nicht liebe, als unter der Würde, von ihm angenommen zu werden. Er fragte weiter: „Bloß die Kunst vertreten? Ohne was Wissenschaftliches geht's doch bei Dondorf nicht ab.“

„Herr Professor von Droste wird noch mit seinen Damen erwartet.“

Lehßen zuckte unmerklich zusammen und richtete sich dann

ferzengrade auf, Alfred ergrühte. Aber die beiden Plaudern- den merkten nichts davon.

„Damen? Mit Damen? Er ist ja ledig.“

„Er hat seine Schwägerin bei sich. Sie wissen, die schöne Frau mit der interessanten Geschichte.“

„Mit — einer — Geschichte?“ fragte Lehnen schwer.

„Ah,“ machte Kallmann, indem er die Achseln ein wenig zuckte und die Augen zusammenkniff, „mit einer ganz bedenklichen Geschichte. Begreife den Droste nicht, daß er so was ins Haus nimmt. Die Frau macht Ihnen da fatale Sachen, es kommt ans Licht — ein Duell des betrogenen Gatten mit dem Galan ist unausbleiblich — der arme Kerl von Ehemann fällt, und die Frau ist selbstverständlich unmöglich.“

Draußen im Vorfaal war inzwischen Droste mit seinen Damen angekommen; der Professor und Ottilie öffneten die Thür, um wartend einige Augenblicke in derselben zu verweilen, bis auch Frau Marianne ihren Mantel abgelegt und ihr Haar wieder geordnet habe. Diese Worte, welche der Rat sprach, wurden schon von ihnen gehört und nur von Droste verstanden. Und Droste erblickte den Oberstleutnant Lehnen, den er in Berlin — wie oft! — mit geheimem Herzklöpfen von weitem gesehen, und stand Sekunden lang wie gelähmt da.

Der Oberstleutnant erhob sich jetzt. Sein Gesicht war fahl geworden.

„Die Frau ist — selbstverständlich unmöglich?“ wiederholte er.

„Natürlich,“ sagte Kallmann, „man überfieht sie höchstens Drostes wegen.“

„Genug!“ rief Alfred außer sich, „genug!“ Der tödliche Schreck, der ihm die Zunge gelähmt, wich, er stand mit flammensprühenden Blicken vor dem Verläumder. „Die Frau, mein Herr, welche Sie beleidigen, ist eine Heilige! Ihre feigen Worte sind eine Gemeinheit!“

Kallmann wich zurück. Lehnen ergriff unwillkürlich die Hand des jungen Mannes. Todeschweigen, wohl eine Minute lang. Und an der Thür trat Lothar von Droste mit zitterndem Fuß zurück, um die geliebte Frau zu verhindern, daß sie hier eintrete, wo man um ihre Ehre stritt. Ottilie aber, mit starren, großen Augen, kam langsam auf die Gruppe zu, von der niemand sie bemerkte.

„Mein Herr,“ begann Kallmann endlich mit seiner knarrenden Stimme, „Sie haben mich beleidigt. Ich wiederholte nur, was alle Welt sich über Frau von Droste erzählt. Sie werden mir Genugthuung geben.“

„Jede!“ rief Alfred zitternd vor Zorn, „aber augenblicklich, ich sage augenblicklich, mein Herr, nehmen Sie zurück, was Sie von dieser edlen Frau gesagt. Oder meine Hand wird Sie in einer Art zeichnen.“

Jede Selbstbeherrschung wich von ihm. Er hob die Hand zum Schlage. Lehnen fiel ihm in den Arm. Die Hauptmännin lehnte einer Ohnmacht nahe im nächsten Stuhl und fürchtete nur, daß von drinnen jemand aufmerksam werde. Auch sah sie allein das junge Mädchen hinter dem Doktor und begriff, daß es die Tochter der geschmähten Frau sei.

„Fassung, mein junger Freund,“ sagte Lehnen in mächtiger Bewegung. „Und Sie, Herr von Kallmann, hören Sie mich an. Diese Frau, welche sie eben beleidigten, ist dieselbe, um derentwillen ich — ich meinen lieben, teuren Kameraden von Droste vor Jahren — im Duell — erschoss.“ Er legte die Hand über die Augen, doch fuhr er gefaßt fort. „Damals war ich der unfreiwillige Dolmetsch skandalöser Klatschereien! Damals nahm meine Kugel den unseligen und ihr von mir nicht bestimmten Lauf! Eine unerwartete Bewegung meines Gegners brachte ihm den Tod! Und ich, mein Herr, der ich den Tod meines Kameraden beweinte, wie außer mir auf Erden vielleicht nur seine Wittve ihn beweinen konnte, ich, mein Herr, bin heute bereit, mein Leben für die Ehre dieser edlen und unglücklichen Frau einzusetzen. Aber ich sage Ihnen und sage es auch diesem jungen Ehrenmanne hier, daß durch neues Pistolengeknall die Wunden nicht geheilt werden, welche ein unseliges Verhängnis der Frau schlug. Wenn Sie den höheren, moralischen Mut haben, die gesprochenen Worte zurückzunehmen, so thun Sie es, Herr von Kallmann. Um der verehrten Frau willen wird Moscheles sich dann zufrieden erklären.“

Alfred wandte sich erschüttert ab. „Ottilie!“ rief er entsetzt — sich umwendend begegnete er ihrem geisterhaften Blick. Sie standen alle erstarrt. Selbst Herrn v. Kallmann wurde es äußerst unbehaglich in seiner Haut.

„Sie — sprachen — von meiner Mutter?“ fragte Ottilie langsam und leise. Alfred ergriff mit seinen beiden Händen ihre Linke und führte diese gegen sein Antlitz, seine Stirn gegen die eisige kleine Fläche zu legen.

„Von meiner Mutter.“ — tönte es noch einmal. Der Oberstleutnant fühlte sich seines Wortes fähig.

„Mit schmerzlichem Bedauern,“ begann endlich Herr von Kallmann stockend, „nehme ich alles zurück, was ich, nicht aus eigener Überzeugung, sondern gedankenlos einem schon halb vergessenen an dit nachsprach. Ich hoffe, daß dieser Vorfall streng unter uns bleibt, und bin, wenn Herr Doktor Moscheles oder Sie, Herr Oberstleutnant, nicht mit dieser Erklärung zufrieden sein sollten, zu jeder Genugthuung bereit; erkläre auch ferner feierlich, daß, wenn je in meiner Gegenwart jemand von diesen Gerüchten sprechen sollte, ich sie mit höchstem Nachdruck für unwahr erklären werde.“

„Es ist gut,“ murmelte Alfred. „Schweigen wir jetzt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Mein gelber Freund.

Von Oskar Justinus.

Der Kanarienvogel ist eigentlich — ich kann mir nicht helfen — ein uninteressantes Tier. Ich weiß ja, daß ich mit diesem Dittum der Tradition widerspreche und allseitig „Haß und Verachtung“ ernte: aber der Wahrheit die Ehre! Ich pflege mein Hänschen — ich weiß genau genommen nicht einmal, ob er so heißt, er hört nämlich auf gar keinen Namen — mit der Aufopferung eines Ehemannes, der es für Ehrenpflicht hält, seiner indolenten Frau das Leben auf jede Weise angenehm zu machen, und der doch von ihr kaum einen Blick liebender Anerkennung erhält; und dies geschieht nach rationellsten, freisinnigsten Prinzipien. Nachdem ich Karl Rus' „Jis“ und die gesamte Kanarienvogellitteratur dieses Jahrhunderts „durchaus studiert mit heißem Bemühen“, habe ich mich nämlich entschlossen, meinem Vögeln hinsichtlich der Diät wie der Lebensgewohnheiten die weiteste Freiheit zu gestatten. Es befindet sich bei diesem Systeme auch außerordentlich wohl: weniger ich und meine Frau, die wir nach und nach in eine Art Abhängigkeit von ihm geraten sind. Aber ich hasse einmal jede Art von Bevormundung, und in Ermangelung eines zu erziehenden Kindes bildet das gelbe Hänschen mein pädagogisches Versuchstier, das körperlich wenigstens über alles Erwarten gedeiht und seine Kinderkrankheiten mit einer beneidenswerten Nonchalance überwunden hat.

Also mein Vögeln bekommt zu essen und zu trinken, was und so viel es will, ein Vorzug, den nicht alle Sterblichen mit ihm teilen. Es mag Vögel geben, die in kostbareren Votieren flattern, fürstliche Lieblingspapageien, denen etwa eine schwarze Sklavine zur Bedienung beigelegt ist; wenn es sich aber um den geistigen Gehalt des Lebens handelt, um das freie Selbstbestimmungsrecht, um eine ebenso liebevolle wie intelligente Bedienung, so muß mein Kanarienvogel zugeben, daß es keiner besser hat, als er. Sein verniedertes Drahtbauer hängt, schwebt vielmehr über einem runden Blumentischchen; er hat also stets einen blühenden Garten in der „Vogelperspektive“ unter sich und muß sich wie ein geflügeltes Adam im Paradies fühlen, ehe ihm Eva die Unannehmlichkeit mit dem Apfel bereite. An schönen Sommertagen hängt er auf dem Balkon, hat dicht unter sich Epheuranthen, Pelargonien und Kressenblüten; wenn er auf das obere Holzchen hüpf, übersieht er die belebte Potsdamer Straße, Pierdebahn, Omnibusse, Paddelfahrtgesellschaft, die farbenverwandten Postwagen, Krenjer mit Vereinsfahnen, wandernde Schulklassen, Militär und schöne Frauen; bekommt Besuch von Sperlingen und hat auf diese Weise jederzeit Anregung und Unterhaltung. Aber anstatt sich an dem idealen Schanen und dem Duft der Blüten genügen zu lassen, weiß er der schönen Vegetation keine bessere Seite abzugewinnen, als sich die Rippen der zierlichen Spiraea und die Sprossen der jungen Aucuba langsam aber sicher durch die Gitter seines Käfigs zu zerrn und das frische grüne Leben abzuknabern. Ich gestehe, dies Benehmen ärgert mich! Ertiens wegen der sich darin kundgebenden Herzensroheit, zweitens wegen der ihrem wahren Verufe entzogenen Zierblumen, drittens weil Besucher meines Hauses etwa glauben könnten, der kleine Nimmerlatt bekäme nicht genug zu essen. Und das kann ich mir unmöglich nachsagen lassen. Abgesehen davon, daß ich meine Frau allmorgendlich mit der größten Gewissenhaftigkeit in gereinigten Gefäßen seine Portion Hasenjammer mit Sommerrüben, sowie sein frisch gefülltes Wassernäpfchen in den Käfig hängt und im Speisepfand den Vorrat von Biscuits nicht ausgeben läßt — (an dessen schneller Abnutzung ich allerdings auch nicht ganz unschuldig bin) — abgesehen ferner davon, daß ihm unser Mädchen nach meiner Anordnung von jedem Kopf Salat, Spinat und anderem At sein Deputat zwischen den Draht seines Hänschens zwängt, halte ich selbst es für meine erste Pflicht, ihn an allen kulinariischen Genüssen des Hauses gewissenhaft teilnehmen zu lassen. Namentlich von allen neueren Gerichten (und meine Frau ist so liebenswürdig, allwöchentlich mindestens ein neues Rezept aus einer der Frauenzeitungen und Kalender zu probieren) muß mein Hänschen kosten. Ich will ihn eben teilnehmen lassen an allen Freuden des Hauses; er soll sich nicht als Fremder, sondern als Familienmitglied fühlen, und ich warte immer darauf, daß die Verschiedenheit der Nahrung, aus welcher man ja die höhere Intelligenz des Menschen herleiten zu können glaubt, ihn uns nun auch menschlich näher rückt. So findet sich, außer der Suppe, für welche er, wie ein Engländer, wenig Verständnis zu besitzen scheint, nachmittags an drei, vier verschiedenen Stellen seines Bauers eingeklemmt von jedem Gericht etwas, Gemüse, Kompot, Spargel, Kotelett, Käse, kurz was die Saison eben bietet. Er ist so gefällig, von Allem zu nehmen und zwar nicht nach Schweinergischer Methode in Zwischenpausen, sondern hintereinander ohne sichtliches System der Aufeinanderfolge, zwischen jedem Gang oder vielmehr Sprung — denn die einzelnen Gerichte sind nur mit gymnastischen Körperverrenkungen erreichbar — ein Schlückchen Wasser schlürfend und das Schnäbelchen wendend, was ins Menschliche überseht etwa: „Neue Teller, Messer und Gabeln!“ bedeutet. Hänschen gedeiht hierbei körperlich, wie gesagt, vorzüglich; nicht in gleichem Maße leider seine Intelligenz. Nicht einmal eine Verfeinerung seines Geschmacks konnte ich wahrnehmen. Heute erst hat er die Zitronenpeise, ein kulinariisches Meisterstück meiner Frau, verschmäht — und sie war doch so vorzüglich!

Überhaupt muß ich bedauernd eingestehen, daß meine Bemühungen um seine Vermenschlichung, seine Liebe und Abhängigkeit bis heute von geringem Erfolge gekrönt worden sind. Er könnte seit den drei Jahren unseres Zusammenlebens bei der Rücksicht und Zartheit, mit welcher ich ihn behandle, doch bereits zu dem Verständnis gelangt sein, daß ich mich seinem Käfige nur nähere, um ihm etwas zu bringen, nicht um ihn zu berauben oder zu malträtieren. Und doch flattert er noch heute, so oft ich an ihn herantrete, mit der nämlichen Verzweiflung im Bauer umher, wie in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft. In der Voraussetzung, daß ihn mein Bart einschüchtere, habe ich diesen bereits in den verschiedensten Formen stufen lassen, leider ohne Erfolg! Auch meine Frau, die wirklich nichts Schreckeneinjagendes in ihrem Wesen hat, wird von ihm beharrlich verhorresziert: ja ihr gegenüber sehe ich mich sogar in gewissem Sinne bevorzugt. In neuerer Zeit bemerkte ich nämlich mit Vergnügen, daß er dann und wann mit ausgebreiteten Flügeln und aufgesperrtem Schnabel von meiner

Anwesenheit im Zimmer Notiz nimmt und mich, wie Olythia den Sonnengott, durch Wendung seines ganzen Körpers verfolgt. Ja, Hänschen läßt sich sogar in einzelnen Fällen herbei, einen ihm dargebotenen Finger anzupicken und nicht loszulassen, bis er seiner Leidenschaft voll Genüge gethan. Freilich, ob diese Leidenschaft Liebe oder Haß bedeutet, darüber bin ich bis zur Stunde mir noch nicht klar geworden: meine Eigenliebe gautelt mir das erstere vor. Aber selbst mit Haß wäre ich schon zufrieden: er ist mir schließlich immer noch lieber als Gleichgültigkeit, zeugt doch immerhin von einem gewissen Interesse.

Natürlich gebe ich Hänschen, so oft und so lange er dazu Lust verrät, die Freiheit. Doch ist er gar kein enthusiastischer Freiheitschwärmer. Oft steht sein Thürchen Stunden lang offen, ehe er sich dazu versteht, einen Ausflug zu riskieren. Er flattert dann sofort piepend über die Stube dahin, immer zunächst der Decke, und macht schwirrend große und weite Kreise. Dann setzt er sich nieder — zwar nicht „auf mein Fuß“, aber auf meinen Bibliothekschrant, dessen polierte, glänzende Oberfläche er endgültig für seine Hüpfexercitien und andere Körperleistungen weniger harmloser Natur erkoren zu haben scheint. Hier kann er Stunden lang das Köpschen neigen und strecken und die Holzverzierung anpicken und mit gleichen Füßen weiter hüpfen: aber sein noch mehr bevorzugter Ruheplatz ist das Vockenhaar des Hermes aus Olympia, auf welchem er halbe Tage lang Billeggatur hält. O Jüngling, der du vor mehr als 2000 Jahren dem hellenischen Meister als Modell gestelltest — trotz Platos Philosophie kommtest du dir nicht vorstellen, daß in deines Abbilds Abbild einst das Vögeln eines barbarischen Schriftstellers nisten werde! Einmal jeden Tag etwa fliegt er mir auf die Hand, macht eine wilde kleine Attade auf meine Finger und entfernt sich dann, zornig, ohne mich mehr eines Blickes zu würdigen. Manchmal macht er seinem Bauer einen Besuch, argwöhnisch in der Thür stehend, wie um dem Einschließen zuvorzukommen und bei der geringsten verdächtigen Bewegung entfliehend. Mit dem Dunkelwerden begiebt er sich dann unaufgefordert zu Bett d. h. auf seinen Reif, wo er, aufgeschupst wie ein gelber Federball, das Köpschen unter den Flügeln versteckt, stehend auf den zierlichen Füßchen seine Nachtruhe hält.

Mein Vögeln hat mir, offen gestanden, zuweilen leid gethan wegen seiner tiefen Vereinsamung, und ich habe daher bereits zweimal den Versuch gemacht, ihm den Genuß eines Gesellschafters angebeihen zu lassen, das erstemal leider mit schlechtem Erfolg. Ich kaufte nämlich einen kleinen amerikanischen Finken — Amaran genannt — ein anspruchsloses, beharrlich schweigendes, aber allerbüßtes, blutrot schillerndes Zwergvögeln, und glaubte annehmen zu dürfen, daß mir mein Hans für diesen niedlichen Gesellschafter Dank wissen, im schlimmsten Falle ihn als einen willkommenen Zeitvertreib anerkennen und neben sich dulden würde. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Kanarienvogel schien auf dem neutralen Terrain des Fensterbrettchens den Fremden vollständig zu übersehen: er ging oder hüpfte ihm vielmehr sichtlich aus dem Wege. Abends kehrte er erleichtert in seinen Käfig zurück, während der Amaran, unter einer Käseglode nächtigend, vielleicht von den Sykomoren seiner Heimat träumte. Als ich sie endlich beide in das Kanarienhäus setzte, ergriff Hans — fast schäme ich mich, es einzugehen — die erste Gelegenheit, mit seinem Besuche Sündel anzufangen. Der große Harzer überfiel den kleinen Tropensohn, der sich, im Vertrauen auf die Heiligkeit des Gastrechts, dieser Behandlung nicht versehen hatte, und erwürgte ihn im Handumdrehen! Wahrhaftig! einen so verdorbenen, unverträglich heimtückischen Charakter hatte ich ihm nie zugetraut.

Der zweite Versuch, ihm den Genuß eines Gesellschafters zu verschaffen, lief besser ab, und der Genuß war ein dauernder, vielleicht nur um deswillen, weil er sich in der Sphäre „des schönen Scheins“ bewegt. Ich legte ihm nämlich einen kleinen Toilettenspiegel auf das Dach seines Hänschens und hatte die Freude, zu sehen, daß mein Vögeln in seinem Spiegelbilde einen guten Freund erkannte, richtiger vielleicht eine liebenswürdige Freundin, welche die Aufmerksamkeit hatte, ihm einen nachbarlichen Besuch zu machen. Mit dieser Freundin wird er seit jenem Tage nicht müde zu toktettieren und hat sichtlich ein großes und billiges Vergnügen an diesem tête-à-tête. Die spröde Zurückhaltung seines Spiegelbildes, das sich stets in einer gewissen Distanz hält, giebt der ganzen Sache obendrein einen keuschen, niemals überfälligen Reiz! Ich wundere mich wohl manchmal, wie ein Tier dauernd an dem Verkehr mit seinem Spiegelbild Gefallen finden kann: aber im Grunde genommen, was bietet die Geselligkeit, was bietet das Theater, was die Litteratur anders, als das uns stets interessierende Spiegelbild unserer selbst, unseres inwendigen Menschen, für dessen Wiedergabe die Industrie noch nicht das richtige Ainalgam gefunden hat.

Bin ich zu Ende? nein. Meines Vögeln's Gesang — seiner hätte ich wahrhaftig fast vergessen — so selbstverständlich nehme ich ihn hin, und doch ist es gerade diese Eigenschaft, die mich mit seinem fremden, scheuen Wesen und manchen Flecken seines Charakters ausöhnt. Ich sage Eigenschaft und nicht Kunst! denn Hänschen betreibt den Gesang nicht berufsmäßig wie etwa ein Tenorist, nein, er ist ihm Herzenssache! Unbekümmert um etwaigen Weifall singt er, das lange, elegante goldgelbe Körperchen vorstreckend und den Hals in komischem Eifer herausdrückend, fröhlich in die Welt hinaus. Und wie drollig er meiner Frau oft in die Solfeggien fällt und wie ungeniert er sich in das laute Gespräch meiner Freunde mischt, das muß man hören, das läßt sich nicht einmal in Noten wiedergeben. — Wobon er singt? Nun — „Süße Liebe denkt in Tönen.“ — Vielleicht ist es ein gelbgefiedertes Fraumideal, welches in seinem Herzen die Sehnsucht geweckt hat. Und wenn ich das denke, fällt es mir schwer aufs Gewissen, daß ich einen so begabten Kollegen — denn er ist so gut wie ich ein „Mann der Feder“ — in künstlerischer Abgeschlossenheit halte. In solchem Momente der Scham über solche „qualifizierte Freiheitsberaubung“ pflege ich dann wohl plöglich die Balkonthür zu öffnen. — Aber — bis heute hat er den Wink nicht verstanden und ist geblieben. Sollte sich jedoch vor meinem Hause eines Tages ein Auslauf bilden und die Leute andächtig nach den Baumgipfeln spähen, wo ein gelbes Vögelnchen auf und nieder hüpf, dann, liebe Leserin, wisse: ich habe Hänschen Urlaub gegeben, seinen Schatz zu besuchen.

## Die Pariser am Strande.

In der letzten Hälfte des Juni sind die Emballeurs (Packer) die gefuchtesten Leute in Paris. Die großen Rennen sind vorüber und dasselbe Paris, das man bis zu dieser Zeit als unentbehrlich betrachtete, wird Tags darauf schon für nicht mehr bewohnbar gehalten. Die Damen besonders sind es, welche mit diesem Moment eine unbezähmbare Unruhe erfasst, eine Unruhe, die nicht zum allerwenigsten in der Sorge um die Reisetoulette ihren Ursprung hat.

Eine Pariserin, die auf Eleganz hält, trägt für jede Gelegenheit ein besonderes Kostüm; sie würde auf keinen Fall zu bewegen sein, sich in derselben Toilette auf Reisen zu begeben, in der sie noch an dem nämlichen Morgen in Paris ausgegangen. — Sie bedarf, um an die See zu gehen, mehrerer Strandtoiletten, um im Walde umherzuschlendern, eines Morgentkleides, einiger Kleinigkeiten, falls ein Tänzer improvisiert werden sollte, mehrerer Hauskleider und eines Reit- und Jagdkostüms. Berücksichtigt sind hierbei noch nicht die Kasinotoiletten. Die Kasinos sind eine Spezialität, die man in Deutschland nicht kennt. Sie sind der Rendezvousplatz der „petites fortunes“, jener Emporkömmlinge, die gar zu gern den Großen nachäffen, deren Talmiglanz zum guten Ende aber doch immer wieder zum Vorschein kommt; die Kasinos sind der Sammelpunkt zahlloser Provinzialen, die immer der Hoffnung leben, sich an einen der anwesenden alten Aristokraten herandrängen zu können, damit ein Strahl seines vornehmen Glanzes auch ihr bescheidenes Haupt treffe.

O, über die Thorheit dieser Narren! Sie wissen nicht, daß der reiche und vornehme Aristokrat auch am Strande völlig unzugänglich für jeden ist, der seinen Kreisen fern steht. Das hält ihn natürlich nicht ab, sich seinerseits unter Elemente zu mischen, die weit unter ihm rangieren. Die Pariser Aristokratie scheint das für eines ihrer guten Vorrechte zu halten. In einen Tauchermantel gehüllt, steigt sie zu den schlammigsten Tiefen hinab und ohne Spur äußerer Beschädigung kehrt sie von diesem Absteher zurück. Geneigter ist der vornehme Franzose dem Fremden, mag er kommen, woher es sei. Das thut er indes nur, weil es eben ein Fremder ist, der heute kommt, morgen geht und dessen Bekanntschaft schließlich keine nachteiligen Folgen haben kann.

In dieser so gearteten Gesellschaft nun vereinigt man sich, um gemeinsam einige Wochen süßen Nichtsthuns an einem berühmten Strande zuzubringen. Meist hat man seine eigene Villa, die neben aller Eleganz doch wieder auch praktisch eingerichtet ist. Die Veranda vertritt den Salon; für geräumige Wirtschaftsalottitäten ist in Fülle gesorgt und selbst eine kleine Privatjacht fehlt nicht. Wer allerdings gar eine Dampfjacht besitzt, hat den Gipfel alles Erstrebenswerten erreicht und wird beneidet. Solche Dampfjacht ist gewöhnlich in England erbaut und hat eine vollzählige Besatzung vom Kapitän und Maschinisten bis zur Kammertage — den Leibkoch nicht vergessen. So kann man sie einem Delfin vergleichen, auf dessen immergeföhigem Rücken jene Erwählten eilen können, wohin ihre Laune sie treibt, nach England, nach Spanien, nach Italien, wo sie Freunde oder Verwandte haben. Dampfste doch der „Korigan“ unlängst nach Konstantinopel ab. Die Instandhaltung einer Jacht erfordert selbstverständlich einen ziemlichen Kostenaufwand; 2—300 000 Frs. für Anschaffung und 60 000 Frs. jährlich für den Unterhalt werden nicht zu hoch gegriffen sein.

Die Küsten der Bretagne sind es hauptsächlich, welche sich die Pariser Aristokratie zu ihrem Strandaufenthalt erwählt. Hier hält man sich Pferd und Wagen, unternimmt weite Ausflüge, diniert, soupiert mit einander, und sicher wird der Abend nicht beschloffen, ohne daß man nach dem Takte des Klaviers ein Tänzerchen gemacht hätte. — Der Strand der Normandie, so Trouville, Dieppe und benachbarte Orte, sind wiederum vornehmlich das Ziel des vornehmen Bürgertums, auch wohl der besser situierten Beamtenfamilien, weil es von Paris nicht weit bis hierher ist. Der „Chemanniszug“, welcher allsonnabendlich fünf Uhr von dort abfährt, ermöglicht es dem zurückgebliebenen Familienoberhaupt, den Sonntag bequem im Kreise der Seinen zubringen und Montag wieder verschwinden zu können, um nach angenehmer Raft mit erneuten Kräften der gewohnten Thätigkeit nachzugehen.

In Trouville und Dieppe ist es, wo sich am Strande und im Kasino Raffinement und Eleganz der Toiletten am reichsten kundgiebt; hier findet man schon im Sommer häufig die Vorläufer der Wintermode. Hier ist es auch, wo der Parvenu den Adel, der Jobber den Geldfürsten zu imitieren sucht, wo Abenteuer aller Herren Länder den Grandseigneur markieren. So kommt man mit der ganzen Welt in Verbindung. Mit dem Bauernfänger, wie mit dem Brasilianer, der mit seiner Anzahl Ringe am Finger und den großen Diamantknöpfen auf der Brust einem wandelnden Juwelierladen gleicht und sofort den Mann von gewöhnlicher Herkunft und ausgeprägter Geschmacklosigkeit verrät; mit dem unechten Ungarn, wie mit dem falschen Russen, kurz mit allen jenen unheimlichen Gestalten, die unter dem Schein erbogter Eleganz sich in die gute Gesellschaft drängen und dort nicht immer die besten Spuren zurücklassen.

Nacht man doch heute noch in E... unweit des Genfer Sees über einen angeblichen ungarischen Magnaten, der sich durch seine schöne Erscheinung, den prächtigen Schnurrbart und — was wohl die Hauptsache war — durch seinen „Grafititel“ die Zuneigung einer der reizendsten und reichsten amerikanischen Witwen erobert hatte. Beide Liebende waren so ganz von sich eingenommen, daß es keiner von ihnen für nötig hielt, sich über den andern zu erkundigen. Zum Schluß kam es natürlich heraus, daß sie beide guten Grund dazu hatten. Denn als die Hochzeit bereits angelegt war, entpuppte sich der schöne Verlobte als ein Schwindler, an dem allein nur der Schnurrbart echt war, und die holde Braut, wenn auch als echte Amerikanerin, so doch als eine, die weiter nichts besaß, als die elegante Toilette, welche ihr — die Dame geschenkt hatte, bei der sie Kammernädchen war.

So läuft denn am Strande alles nur auf die Komödie hinaus. Komödie des Proleten, des Adels, des erbogten Scheins, mit einem Worte: hier ist der Eitelkeitsjahrmarkt für alle die, welche etwas sein wollen, was sie nicht sind, für alle, welche durchaus auf der obersten Sprosse stehen möchten, während sie ihrer Natur nach doch nur für die unterste geschaffen sind. Und während nun alle diese vergnügungstollen Men-

schen sich schließlich immer wieder sagen müssen, daß sie sich weiblich gelangweilt haben, giebt es doch keinen unter ihnen, der Philosoph genug wäre, um herauszufinden, daß da kein Genuß sein kann, wo man keine Entbehrungen kennt, und der ehrlich genug wäre einzugestehen, daß man sich dort am meisten langweilt, wo man sich amüßieren will.

Emmeline Raymond.

## Altenglische Gedichte.

Übertragen von Alfred Friedmann.

### II. Unbescheidene Bescheidenheit.

Mein Freund, das macht das Leben leicht  
Und froh, so wie mir's scheint zumeist:  
Gesichert Gut, unschwer erreicht,  
Ein fruchtbar Land, ein stiller Geist.

Ein steter Freund, nicht Zanf noch Streit,  
Kein Herrscheramt, wie's heißen mag;  
Des Leibs Gesundheit, Heiterkeit,  
Geregt Heim für jeden Tag.

Einfaches Mahl, nicht Schwelgerei,  
Weisheit durch Einfachheit vermehrt,  
Die Nacht von allen Sorgen frei,  
Das Haupt von Weindunst unbeschwert.

Ein Schlaf, der sanft die Nacht betrügt,  
Ein Weib, das treu, nie widerspricht,  
Und sein mit deinem Los begnügt,  
Den Tod nicht fürchtend, wünschend nicht!

H. Howard (Earl of Surrey).

## Ein Vorschlag.

(Zur Zeichenstift-Humoreske von L. Beckstein.)

Die große Beherrscherin des weiblichen Geschmacks, die Mode, ist bekanntlich launischer als alle anderen Tyrannen, welche je die Menschheit geknechtet und deren Meinungen und Handlungen nach willkürlichem Belieben bestimmt und gelenkt haben. Logische Folgerichtigkeit, Be- und Verständigkeit, Ausharren bei dem einmal als gut Erkannten, Treue dem Erwählten, mit höchster Günst Beschenken, — keine von diesen Tugenden suche man bei ihr! Auch für ihre Lieblinge ist vom Kapitol zum tarpejischen Felsen nur ein Schritt. Was sie heut auf den Thron erhob, stürzt sie morgen in den Abgrund. Was sie heut allen ihren Sklaven und Sklavinnen anzubeten befahl, giebt sie morgen dem Gespött und der Vernichtung aller Welt Preis, — und nie hat ein Sterblicher den Grund für diesen raschen Wechsel der Neigungen zu erforschen vermocht. Schweigend unterwirft sich alle Kreatur, die einen rasch und freudig, andere widerstrebend und erst allmählig, den harten Befehlen der allmächtigen Gebieterin. Auf die Länge widersteht ihnen keine der von ihr beherrschten Millionen. Kaum aber ist es erreicht, kaum das neue Gesetz überall in ihrem weiten Gebiet eingeführt und als das beste und beglückendste gepriesen, so dekretiert sie auch bereits seine Aufhebung, und das alte Spiel beginnt von neuem — car tel est notre bon plaisir!

Die Tracht- und Schmuckformen, welche sie den ihr unterworfenen Wesen vorschreibt, sind nur in den selteneren Fällen durchaus neue originale Erfindungen begabter phantasievoller Oberpriesterinnen des Allerheiligsten der launenhaften Göttin. „Wer kann was Kluges, wer was Dummes denken, das nicht die Vorwelt längst gedacht“?! Kein Patent und Moderschutzgesetz verbietet es, die in den verschiedenen Epochen der Vergangenheit und die in der Gegenwart von den verschiedensten Völkern und Stämmen mit Vorliebe getragenen und verwendeten Arten und Formen der Kleidung und des Puges der eigenen Person bei dem Entwurf und der Komposition neuer Modetrachten zu entlehnen und nach Belieben zu benutzen. Genug, wenn die so übernommenen Elemente nicht geistlos kopiert, sondern mit Geschick bearbeitet, ein wenig anders arrangiert, zugesetzt und zu neuen Gesamtbildungen verschmolzen werden.

Keine derartige Entlehnung aber ist uns überraschender gewesen, als die, deren Resultat zuerst in der letzten Winter- und Saison zu Tage trat. Nachdem die Trachtenbücher der Renaissance- und der Rokoko-Periode, der Zeit des Directoire und des Empire ausgenutzt, und sogar reiche Anleihen bei den japanischen und orientalischen Kostümen gemacht worden waren, verfiel die Mode darauf, auch einmal zur Abwechslung zum Landvolk herabzusteigen und die Frauenwelt mit dem dort gemachten Funde zu beglücken. Sie adoptierte und nobilitierte gleichsam den glockenförmigen, in Röhrenfalten vom Taillengürtel ringsum schlicht herabhängenden, bis zu den Knöcheln reichenden Rock der Bäuerin. Aus derbem bräunlichen Loden- oder Kassejackstoff gearbeitet, wurde er plötzlich promenadefähig, aus Kaschmir oder Seidenstoff — salonfähig. Vergebens sind unsere Proteste dagegen gewesen; vergebens jeder Hinweis darauf, wie sehr diese Rockform die weibliche Gestalt verunstaltete, wie hinderlich sie jeder Entfaltung der Grazie in den Bewegungen derselben sei. Alle Einwände und Beschwörungen verhallten so ungehört und unbeachtet, wie die einst und jetzt gegen die Krinoline, gegen die Tournüre, gegen die hohen Stöckeln und so viele andere schlimme, häßliche und verwerfliche Erfindungen der Mode erhobenen. Wir müssen uns darein ergeben, auch diese Mißform, den „Bauernrock“, angenommen, und es ertragen, ihn von unsern lieben Frauen getragen zu sehen.

Das ist für den Augenblick nicht zu ändern. Aber da es ihnen einmal gefallen hat, in diese Richtung einzulernen, so seien sie auch konsequent und mögen mit Bewußtsein darin vorwärts gehen. Hier liegen noch ungehobene Schätze, welche nur auf die Hand einer genialen Modistin mit offenen Augen und geschickter Hand warten, um die Schatzkammer der Damenmode um eine Fülle neuer und interessanter Trachtbildungen zu bereichern.

Der „Bauern“- oder richtiger Bäuerinnenrock ist eine Allgemeinheit, welcher jede bestimmtere Individualität mangelt. Man studiere die noch in Gebrauch gebliebenen Trachten der Bäuerinnen verschiedener Länder, Stämme,

Gaue, wie die Goldschmiede und Juweliere heut den nationalen sogenannten „Bauernschmuck“ derselben studieren. Da wird man Trachtschnitt- und Puzmotive von bestimmter Physiognomie und eigenartigem Charakter zu Tage fördern, aus welchen der heutigen Mode wieder gleichsam „neues, frisches Blut“ zufließen würde.

Anleihen an diesen Stellen sind zudem im Grunde nur Revidifikationen. Hat es die kultur- und kostümgeschichtliche Forschung doch längst schon klarlich erwiesen, daß alle die bäuerlichen sogenannten „Volkstrachten“ keineswegs ehrwürdige wohlbehaltene Denkmale uralter und ursprünglicher Kostüme der betreffenden Völker seien. Nur Kombinationen von Niederschlägen gewisser, in sehr verschiedenen Epochen, besonders der letzten 200 Jahre, einmal modisch gewesener Trachtstücke, die in den seitab von dem beständig bewegten Leben der großen Welt gelegenen Dörfern und Flecken zurückgeblieben und dort erstarrt sind, während die wechselläufige Flut sie überall sonst bis auf die letzten Reste hinweggeschwemmt hat, haben wir darin zu sehen. Warum sollte in unserer effektischen Zeit nun nicht einmal umgekehrt die Mode der großen Welt sich jener zurückgelassenen Bildungen bemächtigen, die erstarrten auflösen und so mit hineinziehen in den großen Strom der Bewegung, dem sie so lange entrückt geblieben waren?

Der Zeichner unserz Bildes, Maler L. Beckstein in München, längst überall rühmlichst bekannt, speziell auch wegen seiner unerschöpflichen Kraft der Erfindung neuer sinnreicher symbolischer Damentrachten für alle Monate, alle Charaktere und alle Temperamente — wenn dieselben leider auch meist nur auf dem Papier geblieben sind — hat jenen fruchtbaren Gedanken enthusiastisch erfaßt und weiter durchgearbeitet. Unfre lebenswürdigen Leserinnen werden ihm das Zeugnis nicht versagen können, daß das mit glänzendem Erfolg geschehen ist. Mit der Volkstracht der Bernerinnen, links oben im Bilde, machte er den Anfang. Wie hübsch ist dem breiten Strohhut derselben durch eine leichte Niederbeugung der Krempe Chic gegeben; wie glücklich der schwarzjammetne anliegende Hals- und Schultertrager bemut und veredelt; und mit wie hübnem Griff sind dagegen wieder die weißen bäuerlichen Hemdärmel radikal beseitigt, um statt ihrer die schönen unverhüllten Arme in ihrem warmen Eisenbeinon neben dem schwarzen Sammet des Kragens und des Mieders leuchten zu lassen! — Die Tracht der Tiroler Bäuerin gab der Nachbarin Nr. 2 den Strohhut, das Brusttuchel, das geblünte, mit breitem farbigen Bande oberhalb des Saumes besetzte Kleid und die unter dessen Rand nach oben hervorlinschenden „Wadenstrümpferl“, zu welchen die hohen schwedischen Mousquetaires einen so originellen Kontrast bilden. — Die hübschen Kinder aus der Gegend von Berchtesgaden tragen das Hütchen mit dem Strauß an der Seite, das breite anliegende Schmuckhalsband, den einfachen Rock mit dem Fürtüchel, womit Nr. 3 sich schmückt. Das Jäckchen und Nieder freilich haben sich eine gründliche umgestaltende „Anpassung“ an die Bedürfnisse der eleganten Trägerin gefallen lassen müssen. Zum Dachauer Bäuerinnenkostüm gehört der eigenartige Kopfsatz von Nr. 4, das großgeblünte kurze Jäckchen, deren „Schinkenärmel“ sich freilich auf ein natürlicheres Maß zusammenzogen, die bunte Schürze gleichen Musters und der Rock aus festem Stoff, dessen enorme Weite durch seine enge gleichmäßige Fältelung wieder weit gemacht und cachiert wird, aber doch immer noch genügend bleibt, um — die Tournüre überflüssig zu machen. — Wie schmuck steht der jungen Dame, Nr. 6, das aus holländischen Elementen entwickelte Kostüm (und steht sie selbst in den auf das Maß ihrer kleinen Füßchen reduzierten Sabots), das knappe offene Mieder mit dem umgeschlagenen Shawlfragen und den kurzen Vermeln, wenn der, ein halbes Dutzend andere Röcke verbergende, Rock mit dem plissierten Besatz sie freilich auch steif wie eine Glocke umgiebt. Die Schöne, Nr. 7, hat den hohen tschadachähnlichen Kopfsatz mit den dunkeln Rinnschleifen, das gegürtete Mieder, den leichten, schmucklosen Rock, ohne alle künstliche Fältelung, von den jungen schwäbischen Bäuerinnen entlehnt; ihre Nachbarin, Nr. 8, den Kiepenhut und den schweren, in breiten Röhrenfalten niederhängenden Friesrock, den sie so geschickt mit anliegenden hoch geknüpften Jäckchen zu kombinieren wußte, der mecklenburgischen Dörfnerinnen. Die Erste der untersten Reihe, Nr. 9, läßt uns über das Ursprungsland der Grundelemente ihrer gefälligen Tracht nicht in Ungewißheit. Die Gegend von Gastein ist die Heimat dieses Hutes mit den Quastenschmüren und dem Blumenstrauß, dieses Halsbandes, dieses befranzten Brust- und Schultertuchels, dieses Sammetmieders und dieser weiten weißen Schürze über dem schlichten farbigen Rock. — Den darmhessischen Bäuerinnen sah Nr. 10 wohl das besetzte rote Mützchen auf der Höhe des Haarwulstes ab. Aber weiblich hütet sie sich, das blonde Haar, wie jene, scharf aus Stirn und Schläfen gezogen, nach oben zu streichen. Unter der dichtanschmiegenden eleganten Schoftaille quillt der kurze, vom Gurt ab eng- und vielgefältelte, derbe, echte Bäuerinnenrock hervor, dessen untere Hälfte sich plötzlich in ganz andre breite bauchende Falten legt und von dem eleganten Fußgestell in dunklen Strümpfen und ausgeschnittenen Schleifenschuhen ein genügend Teil sehen läßt, um jeden etwaigen Glauben an die „Bäuerlichkeit“ der Trägerin zu zerstören. — Kurhessische Bäuerinnenröcke gaben das Vorbild des streng und eng gefältelten, breit besetzten Rockes, welcher unter dem Gürtel der, vom befranzten Schultertuch bedeckten, kurzärmeligen Taille der jungen Dame, Nr. 12, mit dem behänderten hohen Mützchen hervorquillt. — Das Größte in der Verwertung von bäuerlichen Kostümmodellen aber leistete der Zeichner in der Gestalt Nr. 5, zu deren Tracht die der Altenburgerinnen die Urform lieh. Hier gipfelt das Werk des hübnen und genialen Erfinders. Aczeptiert die Mode diesen Vorschlag unserz Künstlers, so brächte sie allerdings den lauten Vorwurf gegen die „Bäuerinnenröcke“ zum Schweigen. Daß ein nach diesem Modell gearbeiteter die schönen Linien der weiblichen Menschengestalt unter einer wulstigen formlosen Zeugglocke verberge, wird niemand mit einigem Recht behaupten können. Die allgemein gehegte Furcht, der „Bauernrock“ müsse uns sehr bald auch die Krinoline zurückbringen (wenn es in aller Verborgenheit nicht bereits geschehen sein sollte!), bleibe in diesem Fall schlechterdings ausgeschlossen. Es wäre ein Versuch, welcher den Ehrgeiz einer eleganten Mondaine wohl reizen könnte, dies Kostüm vom Papier in die Wirklichkeit einzuführen und diesen Traum ins Leben treten zu lassen. Wer wird die kühne Schöne sein, die ihn zuerst wagt?!

Ludwig Pietzsch.



# Der „Bauernrock“ in seiner Weiter-Entwicklung.

Zeichentift-Humoreske von v. Bechstein.

### Unsere Kleinen.

Flaudereien für die Großen. Von Helene Stöckl.

#### 4. Unartige Kinder.

Motto: Geht doch tiefer der Groll nicht gegen ein Kind, ein geliebtes, Als im Garten die Kessel dem jätenden Manne die Haut rührt.

Paul Heyse.

Eine, wenn auch nicht der angenehmsten, so doch der überraschendsten Erfahrungen pflegen junge Eltern zu machen, wenn sie bemerken, daß ihre Kinder gerade so herzlich unartig sein können, als die Kinder anderer Leute.

„Nun, das weiß ich, mein Kind soll einmal besser erzogen sein!“ so denkt manch' ältere Schwester, die von den Unarten der kleineren Geschifter belästigt, diese doch nicht strafen kann, wie sie gern möchte, so denkt mancher Erzieher und manche Erzieherin, die von ihren Böglingen zur Verzweiflung getrieben, nicht wissen, ob sie den Kindern oder den Eltern die größere Schuld dafür zumessen sollen.

Und siehe da, wenn die Zeit der eigenen Kinder für sie herbeigekommen ist, da findet es sich, daß diese auch nicht um ein Haar artiger sind als jene Kinder, die einst ihre Entrüstung hervorbrachten. Ja, gerade die Pädagogen, welche die dicksten Bücher über Kindererziehung schreiben, stehen nicht selten in dem Rufe, die unartigsten Kinder zu haben, eine Beobachtung, die uns übrigens nicht allzusehr wunder nehmen darf, denn wenn die Schneider nicht selten die zerrissenen Taschen und die Schuster die defektesten Stiefeln haben, weshalb sollten denn die Pädagogen männlichen und weiblichen Geschlechts nicht auch die unartigsten Kinder haben dürfen!

Woher die Unarten der Kinder eigentlich kommen, wie sie entstehen, das begreift sich freilich schwer, und die Meinungen darüber gehen denn auch sehr weit auseinander.

„Es ist die Erbsünde,“ sagen die Theologen, „die, als elektrischer Funke durch die lange Kette der Generationen vom ersten Menschen bis zum fernsten Urenkel zuckt,“ während die Materialisten, die von der Erbsünde nichts halten, nach einer natürlichen Erklärung suchen und uns vielleicht demnächst mit der Entdeckung eines Bacillus der Kinderunarten und einem Vorschlag für eine neue Art der Schutzimpfung dagegen überraschen werden. — Welcher Ansicht man sich aber auch anschließen möge, merkwürdig, höchst merkwürdig bleibt das Entstehen der Unarten auf jeden Fall.

Wir bitten nur einmal das kleine, rosige Engeltchen dort auf dem Arme der Mutter zu beobachten. Es kann noch nicht reden, nicht denken, nicht gehen, nicht allein essen, nichts, gar nichts, aber jetzt, da die Mama etwas thut, das ihm unangenehm ist, jetzt hebt es die kleine Hand und — ja, wenn du, liebe Mama, auch noch so schnell das rundliche Händchen aufschlägt und seine Grübchen mit deinen Küssen bedeckt, das kann an der Thatsache nichts ändern, daß das Kind einen Schlag gegen dich geführt hat, wohl gemerkt gegen dich, die du, dem Prinzip der Menzeit entsprechend noch keinen Schlag gegen das Kind zu führen wagtest. Wer in aller Welt lehrte ihm das Schlagen?

Und dort das etwas ältere Kind, das so trugiglich um sich blickend auf dem Teppich sitzt! Noch ist sein Sprachschatz ein äußerst beschränkter, jedes Wort muß ihm mühsam eingelehrt werden, nur drei Worte hat es gelernt, ohne daß irgend jemand sie ihm gelehrt hatte, und wird nun nicht müde, sie in den verschiedensten Modulationen, bald kurz oder scharf herausgestoßen, bald lang und schmerzlich gedehnt, bald verdrießlich, zu gebrauchen. Diese drei Worte heißen: „Ich mag nicht!“

Was das Kind alles nicht mag, und mit welcher Konsequenz es nicht mag, das ist geradezu staunenswert.

Es mag sich nicht anziehen lassen, und im Bettchen liegen bleiben mag es auch nicht. Es mag sich nicht waschen lassen, aber sich kämmen lassen mag es noch viel weniger. Es mag nicht artig sein, aber in den Winkel gestellt werden mag es auch nicht. Es mag nicht manierlich bei Tische sitzen, und seine Suppe essen mag es schon gar nicht. O Struwpeter, wie schreit dein Suppentapir doch!

„Ich esse keine Suppe, nein, Ich esse meine Suppe nicht, Mein, meine Suppe eh' ich nicht!“

Es ist, als ob ein Bruchteil jenes Geistes, der stets verneint, sich schon in dem kleinsten Kinde geltend machte, als ob das Kind mit seinem: „Ich mag nicht!“ einen unwillkürlichen Protest erhöbe gegen den kategorischen Imperativ „du sollst!“ der den Erwachsenen so viel zu schaffen macht.

Das fortwährende „Ich mag nicht!“ kann die Eltern so nervös machen, daß sie ordentlich aufatmen, wenn das Kind einmal erklärt etwas zu wollen. Nur freilich wäre es nicht nötig, dieses „Ich will“ gar so nachdrücklich zu betonen, als es gewöhnlich geschieht.

Kann wissen wir, ob wir lachen oder weinen sollen beim Anblick eines solch' winzigen Geschöpfchens, das mit geballtem Fäustchen und zum Stampfen erhobenen Fuße dassteht und aus Leibkräften schreit: „Ich will!“ O du Guck in die Welt, du kleiner Dreifährhock, du eben aus dem Ei gekrochenes Hühnchen, du möchtest auch schon einen Willen haben?

Ja, das möchte es und zwar sehr entschieden! Es ist, als ob schon das kleinste Kind mit Heyses Ausspruch bekannt wäre: „Die Sterne reißen vom Himmel, das eine Wort: Ich will.“ Sieht es doch nicht wenige Eltern, die mit dem größten Vergnügen sämtliche Sterne vom Himmel reißen, wenn es sich nur irgend machen ließe, um ihr Kind zu beruhigen, wenn es über Laune ist. Und gerade Kinder solcher Eltern pflegen sehr oft über Laune zu sein, so unbegreiflich es auch scheint, daß Kinder, denen jeder Wunsch von den Augen abgelesen wird, überhaupt in über Laune geraten können.

Aber auch für unverwöhnte Kinder kommen Tage, an denen ihnen alles grau in grau gemalt erscheint und sie mit sich und der Welt völlig zerfallen sind, Tage, an denen alles, was sie anfangen, verfehrt ausfällt, nichts ihnen Freude, alles Verdruß bereitet, Tage, an denen die an und für sich ganz läbliche Frage: „Was soll ich thun?“ zum förmlichen Kriegsgeschrei ausartet, und die Eltern Gott danken, wenn die Kinder, endlich ins Bett und zur Ruhe gebracht sind.

Zu all' diesen sich aus dem eigenen Innern des Kindes entwickelnden Unarten, kommen nun noch die Unarten, die von außen durch fremdes Beispiel an sie herantreten. Wie geneigt

die Kinder sind, von anderen gerade das zu lernen, was sie nicht lernen sollen, um wie viel schneller und gründlicher sie fremde Untugenden als fremde Tugenden annehmen, das ist allen Eltern nur zu bekannt.

Es scheint, als ob die Unarten eine eigene Ansteckungskraft ausübten, der sich die Kinder nicht entziehen können, die am sorgfältigsten gehüteten am wenigsten.

Mit größter Mühe ist es dir gelungen, dein Kind an ein schönes, reines hochdeutsch zu gewöhnen, kaum aber kommt es mit einem schlecht sprechenden Kinde in Berührung, so nimmt nicht das fremde Kind das hochdeutsch deines Kindes, sondern dein Kind mit ordentlicher Wollust die Dialektausdrücke des fremden Kindes an. — Du suchst auf das ängstlichste zu verhüten, daß dein Kind je ein Schimpfwort gebrauchte, und siehe, ein ganz kurzes Beisammensein mit nachlässig erzogenen Kindern — und dein Kind verfügt über ein ganzes Verikon, zum meist der Tierwelt entlehnter, kräftiger und gemeinverständlicher Ausdrücke. — Kaum hat dein Kind ein paar Jahre lang die Schule besucht, so bringt es eine ganze Musterkarte von Unarten daraus mit nach Hause, und läßt du es aus Vorsicht gar nicht in die Schule gehen, so eignet es sich dieselben von den Dienstboten, oder wenn auch diese durchweg wohl erzogen sind, ganz en passant von seinen „Distanzfreunden“, den Gassenkindern, an.

Solche Unarten müssen aufgefaßt und durchgemacht werden wie Kinderkrankheiten, denen man auch nicht ausweichen kann. Gott bewahre einen jeden vor stets artigen oder sogenannten Musterkindern! Entweder das Lebenselement ist bei ihnen nicht genügend entwickelt, sie sind krank, oder der Überschuß daran, der sich bei anderen Kindern in allerlei Unarten Luft macht, sammelt sich, um später in weit heftigerer und gefährlicherer Weise zum Durchbruch zu kommen. Im allgemeinen gleichen die Kinderunarten auch darin den Kinderkrankheiten, daß sie von selbst verschwinden, wie sie von selbst kamen und nur in den seltensten Fällen von nachteiligen Folgen begleitet sind.

Wie übrigens manche ganz unbedenkliche Krankheit um einiger gemeinsamer Anzeichen willen mit einer viel schwereren Krankheit verwechselt wird und beispielsweise neben den echten Blattern auch die ganz harmlosen Schafblattern die Eltern in Angst verlegen, so wird auch manches Unart genannt, was diesen Namen gar nicht verdient.

Ist das Kind, das dort am Brunnen die rosenrote Haube der Mama, das Tuschelzungen der ältesten Schwester und die eigenen Schuhchen, die es zu diesem Zwecke ausgezogen hat, mit solchem Eifer wäscht, — oder das der Mutter, da diese einen Augenblick den Rücken kehrt, mit beiden Händchen Salz und Pfeffer in den Ruchenteig streut, unartig? Wahrlich nicht! Es will helfen, sich nützlich machen, und wenn sein Streben keine Anerkennung findet, ja nun, das widerfährt auch Erwachsenen zuweilen.

Willst du das Kind, das seinen kleinen, allzuoft kommenden Besuch mit den Worten empfängt: „Bist du schon wieder da?“ und mit den Worten entläßt: „Das sage ich dir aber, sobald darfst du nicht wiederkommen!“ oder das, von der Dame des Hauses zum Kaffeetrinken genötigt, höflich ablehnt: „Ich danke, ich will lieber keinen Kaffee hier trinken, die Mama hat gesagt, von dem Kaffee, den sie hier neulich bekommen, ist ihr noch acht Tage lang übel gewesen,“ unartig nennen? Gewiß nicht, es ist nur aufrichtig und sagt ehrlich ins Gesicht, was die weislichen Großen verstohlen hinter dem Rücken sagen.

Ist das Kind, das dem werten Gaste, den es kommen hört, in seinem Freudenübermaße, wie eine abgeschossene Kanonenkugel zwischen die Beine fährt und ihn zu unverhofftem Falle bringt, unartig? Kannst du ernstlich dem fröhlichen Knaben zürnen, der im Eifer des Spiels durch eine Lücke des Gartenzauns schlüpft und bei dieser Gelegenheit den besten Teil seines Höschens an einem Nagel zurückläßt? Er hat den Nagel ja nicht gesehen, wie er dir auf's ehrlichste versichern wird, und wenn du eine verständige Mutter bist, so ermahnst du ihn wohl, ein andermal besser Umschau zu halten, freust dich aber im Stillen, daß nur das Höschen, nicht aber das, was darunter sitzt, an dem bösen Nagel zu Schaden kam.

„Ich habe es nicht gern gethan,“ oder „ich habe es nicht mit Absicht gethan“, diese Erklärung, die in allen ähnlichen Fällen sicher erfolgen wird, sollte um so eher als vollkommene Entschuldigung angenommen werden, als ja selbst das Gericht das Nichtvorhandensein des „bösen Willens“ als Rechtfertigungsgrund gelten läßt. — Freilich giebt es auch Unarten, die nicht so harmloser Natur sind, Unarten, die allen Ermahnungen und allen Strafen trotzen und die Herzen der Eltern mit der bangen Furcht erfüllen, ihr Kind mißraten und auf den falschen Weg geraten zu sehen.

Wie erfolglos aber auch zuweilen ihre Mühe scheinen möge, unbeirrt müssen die Eltern fortfahren, den Samen auf den Boden zu streuen, den Gott ihnen in dem Herzen ihres Kindes angewiesen hat. Manch' Samentörnlein liegt jahrelang unbelebt in der Erde, und plötzlich, wenn wir es schon verloren glaubten, geht es auf und bringt Blüte und Frucht hervor. Wer könnte je behaupten wollen, daß ein Elternwort ganz verloren gegangen sei!

Wirksamere als Worte, wirksamer als Strafen und Ermahnungen, pflegt indessen das Beispiel der Eltern zu sein. Kinder, die von Kleinauf mit guten und tüchtigen Menschen zusammenleben, werden mit seltenen Ausnahmen selbst wieder gut und tüchtig, wenn es auch zeitweise nicht so scheinen sollte.

Die unerschütterliche, wandellose Milde der Eltern namentlich übt einen Einfluß aus, dem sich kein Kind auf die Dauer entziehen kann. Diese Milde ist nicht gleichbedeutend mit Schwäche, sie weiß im Gegenteil sehr wohl mit fester Konsequenz Hand in Hand zu gehen, aber sie schließt alle Ungeduld, alle Strenge und Härte aus.

Wie jeder Gärtner weiß, daß die Blumen eine weiche Hand erfordern, wenn sie gedeihen sollen, und verkümmern, wenn sich eine harte Hand mit ihnen zu thun macht, so gelehrt auch das Kinderherz nur unter der weichen, d. h. der milden, ihr Amt mit Freuden und nicht mit Seufzern verlassenden Hand. — Zu dieser Milde gehört auch die beständige Bereitwilligkeit der Eltern dem fehlenden Kinde zu verzeihen.

Nie vielleicht empfinden wir das Elternglück reiner und inniger, nie werden wir uns unserer Gottähnlichkeit deutlicher bewußt, als in dem Augenblick, da wir dem reinigen Kinde von ganzem Herzen verzeihen.

Das Kind hat irgend ein Unrecht begangen und wir haben es gefraßt dafür. Trotzig hat es die Züchtigung über

sich ergehen lassen und sieht nun schen und stumm von uns abgewendet da. Allmählich wird seine Haltung unsicherer, verstohlen blickt es zu uns hin; wir thun, als sähen wir es nicht, obwohl unser ganzes Herz sich darnach sehnt, den kleinen Sünder in unsere Arme zu schließen. Jetzt macht das Kind eine leise Bewegung auf uns zu, wir halten den Atem an, um es nicht zu verischenen, wie man sich hütet, ein Vöglein zu stören, das sich uns vertraulich nähern will.

Schüchtern schleicht es auf den Zehen hinter uns, einen Augenblick noch zögert es, und jetzt, jetzt wirft es beide Arme um unsern Hals und bricht in ein Schluchzen aus, so heiß, so krampfhaft, daß sein ganzer kleiner Körper unter der Bewegung zuckt und bebzt.

„Habe mich wieder lieb,“ schluchzt es, sein Köpchen so fest an uns drückend, als wolle es in unsere Brust hineinflüchten. „Ich will es in meinem Leben nicht wieder thun!“

Fest ziehen wir das Kind an uns, und während dieses im Bewußtsein der wiedererlangten Liebe uns Hände und Wangen und Hals und Schultern mit seinen Küssen bedeckt, schicken wir unsere Seele in heißem Gebet zu Gott empor, uns zu helfen, das Kind zu einem rechten Menschen zu erziehen, unsere Sünde nicht an ihm heimzusuchen, seine Schwäche zur Kraft und seine Unvollkommenheit zur Vollkommenheit zu machen.

Ein solcher Augenblick, in dem die Liebe schrankenlos von Herz zu Herz strömt, ist ein zu köstlicher Augenblick der Wiedergeburt für Eltern und Kind, als daß er durch irgend einen Rück- oder Vorbehalt verkümmert werden dürfte.

Ein zögerndes, laues, bedingungsweises Verzeihen, das befreit die Seele nicht, weder die eigene, noch die des Kindes. Voll und frei müssen wir vergeben, so wie wir wollen, daß Gott uns verzeihe.

„In meinem Leben will ich es nicht wieder thun!“ In vollem Glauben stammelt das Kind die Worte und in vollem Glauben müssen wir dieselben annehmen, d. h. im Glauben an den Vorsatz, nicht an die Ausführung.

Daß das Kind vielleicht schon in der nächsten Viertelstunde seinem Vorsatz wieder untreu wird, darf uns nicht beirren. Wenn das Versprechen, „es nie wieder zu thun,“ gehalten werden sollte oder könnte, dann wäre das Erziehen freilich leicht. Man ließe sich eben ein für allemal von dem Kinde versprechen, nie wieder unartig zu sein, und das große Wert der Erziehung, das so vielen Eltern Kopfzerbrechen macht, wäre auf die leichteste und einfachste Weise zustande gebracht.

„Wie oft soll ich meinem Bruder verzeihen? Ist's genug siebenmal?“ so kann allenfalls ein Bruder fragen, eine Mutter aber weiß, daß auch siebenzigmal siebenmal noch nicht genug ist.

Freilich liegt eine Sicherheit, die nicht ohne Gefahren ist, in den Worten, die der Dichter Stelzhammer dem Kinde in den Mund legt:

„I mag wiedawöll sehn, I mag wiedawöll wern, Mei Mibberl, dös alt, Hat mi denno nu gern.“

Die richtige Bedeutung aber gewinnen diese Worte, wenn man sie mit ihrer Ergänzung zusammenhält:

„Und wann i mi änder, Wann i brav wir\* und frum; Iwögn da Mueda is gleiche, S'ist\*\* feht mi niemd um.“

\* werd' \*\* sonst.

### Theater und Musik.

#### Gustav Berndal †

Es erweckt ein wehmütiges Gefühl, sich das Bild eines Freundes, den man noch vor wenigen Wochen im Vollbesitz der Kraft vor sich gesehen hat, und der nun plötzlich dahingeshieden, in die Erinnerung zurückrufen zu müssen. Handelt es sich hierbei um eine Persönlichkeit, die nicht einem engen Wirkungskreise, sondern einem Institute von der Bedeutung des königl. Schauspielhauses in Berlin als eine der festesten Stützen angehörte, so erweitert sich der Schmerz des Einzelnen zu der allgemeinen Trauer, daß die Kunst einen ihrer besten Jünger verloren habe. An den Namen Gustav Berndal werden sich auch für spätere Zeiten nur die edelsten Vorstellungen von Menschen- und Künstlertum knüpfen. Er hatte von der Würde



Gustav Berndal.

des Standes und der Persönlichkeit, welche sie erfordert, den höchsten Begriff, und sein ganzes Leben legte hiervon ein beredtes Zeugnis ab, so wohl auf der Bühne wie im Umgange mit der Welt. Hier wie dort liebte er auch nicht die geringste Erinnerung an das Komödiantentum aufkommen. Das Gerlaufen hinter dem Erfolg, die Sucht sich hervorzudrängen und auf Kosten anderer zu glänzen, waren ihm gänzlich fremd. Die für den Charakter so gefährliche schauspielerische Selbstentäußerung, die von dem Künstler jeden Tag einen andern Menschen verlangt, ist für Berndal ohne schädliche Folgen geblieben. Er stellte eine volle Persönlichkeit dar, die bei aller Milde und Verschönlichkeit der Formen unerschütterliche Grundsätze bekannte und wie nur Einer zu lieben und zu hassen wußte. Er war es, der immer wieder für das Recht des Dichters auf den weltbedeutenden Brettern eintrat und verlangte, daß man das Drama höheren Stiles nicht vernachlässigen dürfe und sich bei wiederholten Fehlschlägen damit trösten müsse, es könne auf diesem Gebiete doch einmal

ein großer Wurf gelingen. Desgleichen befand er sich im innersten Widerspruch mit jenem autokratischen System der Bühnenleitung, bei welchem der Befehl und nicht die künstlerische Einsicht ausschlaggebend ist. Er hat darunter schwer gelitten, und manche von den Ideen, die er im vertrauten Freundeskreise entwickelte, wenn der Lauf der Dinge seiner besseren Einsicht gar zu auffällig trocken wollte, werden sicherlich noch einmal für die Geschichte des Berliner Hoftheaters als charakteristische Beiträge angesehen werden.

Gustav Verndal wurde am 2. November 1830 in Berlin geboren, besuchte daselbst das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium und die königliche Realschule, erhielt seinen ersten schauspielerischen Unterricht bei Hoppe und trat dann, nachdem er vorübergehend als Eleve dem Hoftheater angehört hatte, viel in dem ersten und ältesten Berliner Liebhabertheater Urania auf. Seine ersten Engagements führten ihn nach Königsberg und Stettin, von hier kam er im Mai 1853 an das Hoftheater nach Berlin zurück. Er wurde im Mai 1854 auf drei, hierauf auf zehn Jahre und endlich 1866 durch Kabinettsordre des Königs auf Lebenszeit engagiert. Er hat somit über dreißig Jahre dem Berliner Schauspielhause angehört und während dieser Zeit eine Vielseitigkeit der Beschäftigung wie kaum ein anderes Mitglied gefunden. Verndal hat sich auf diesem bevorzugten Posten mit ganz ungewöhnlichem Talent, Fleiß und Takt behauptet. Bei einer geistig so hoch entwickelten Individualität wie der seinigen konnte von einem Vergreifen der Rollen niemals die Rede sein, er hat sie nur mit verschiedenem Glück durchgeführt, jenseitig seine Persönlichkeit zu ihnen mehr oder weniger paßte. Aber er war selbst bei Aufgaben, die ihm wenig nahe lagen, ein im höchsten Grade interessanter und fesselnder Schauspieler. Er war der geborene Charakterdarsteller, der in Maske, Ton und Haltung den Grundzug einer Menschennatur auf das Schärfste zu erfassen wußte. Am wenigsten seinem Wesen entsprechend war das Dämonische in Rollen wie Macbeth, Hamlet, Faust, selbst im Tell, den er nach der gemütvollen Seite mit so feiner Charakteristik gab, vermischte man den elementaren Zug. Um so reicher Strahlen warf sein Talent auf allen Gebieten des Humors, des Gemütslebens und der geistigen Schärfe. Hier entwickelte er eine Feinfühligkeit, Lebenswahrheit und Liebesswürdigkeit, die ganz unvergleichlich wirkten. Seine Aristokraten wie Choiseul im „Marzif“, Präsidenten in „Kabale und Liebe“, der große Kurfürst im „Prinz von Homburg“, Gneisenau im Hejheschen „Kolberg“, Dranien im „Egmont“ waren die feinsten Kabinettsstücke, die man sich denken konnte, und als Gianettino im „Fiesco“, dem wüsten genuesischen Aristokraten, erreichte er sogar eine Höhe, die ihm kein zweiter deutscher Schauspieler streitig machte. Eine andere Gruppe ähnlicher Meisterleistungen bildeten sein Götz von Berlichingen, Hans Lange, sein Oberförster in den „Fjandischen Jägern“, sein Derflinger in „Brachvogel“, „Alten Schweden“, Rollen, in denen etwas von Dörings sattem Humor und Herzenswärme enthalten war. Ebenso zu Hause war er in Figuren des bürgerlichen Lebens, wie Oswald Barnau in „Benediz“, „Härtlichen Verwandten“, Hofrat Reinhold in „Fjand“, „Hagestolzen“, Doktor in „Bauernfelds Krisen“ und den unzähligen Novitäten, in denen er in hervorragender Weise beschäftigt war. Verndal war in seiner Einfachheit so interessant, in seiner Gemütslichkeit so bezwingend, daß er auch den unbedeutendsten Aufgaben, die ihm zufielen, Leben und Bedeutung abgewann. In idealen Rollen mußte besonders seine Kunst zu sprechen auffallen: er war kein Rhetoriker, der auf Kosten des Charakters in Tönen schwelgt, sondern auch hierin das Muster höchster Natürlichkeit; aber so wie ihm als Geist des alten Hamlet oder als Lorenzo in „Romeo und Julia“ die Shakespearischen Verse über die Lippen glitten, werden wir sie nicht so bald wieder hören. Es war zugleich sanfte Musik für das Ohr und Labial für den Geist, was der Künstler in solchen Momenten bot.

Verndal verlangte auf der Bühne, daß jede Leistung ein Produkt geistiger Arbeit sein müsse. Ihm war die haarbuschige Anfängerhaftigkeit, die auf ihre natürlichen Mittel pocht und nichts lernen will, aus innerster Seele verhaßt. Bei seiner reichen theoretischen Bildung kam er fast von selbst zur Thätigkeit eines dramatischen Lehrers, dem wir viele ausgezeichnete Talente verdanken. Noch eine andere Begabung schlummerte in ihm, die leider nicht zur Entwicklung gelangt ist. Verndal hatte das Zeug zum Regisseur wie wenige deutsche Schauspieler, und nur sein Gefühl der Unabhängigkeit ließ es nicht dazu kommen, daß er am Regietisch eine fruchtbringende Thätigkeit entfaltete. Ein anderer Traum, den er hegte: die Errichtung einer dramatischen Hochschule — er unterstützte diesen Gedanken durch eine besondere Beschüre in glücklicher Weise — sollte leider ebensoviele in Erfüllung gehen. So blieb Verndal innerhalb seines Rollenkreises als ein Künstler, wie die deutsche Bühne deren wenige kennt. Er besaß das, was Laube seinen Burgschauspielern immer als höchstes Lob nachsagte, die schlichte Natürlichkeit und Wahrheit in Spiel und Ton im höchsten Maße, er blieb sich selbst und seiner Kunst bis zu seinem Tode, der ihn in Gastein in der Nacht zum 31. Juli so plötzlich dahinkrafft, stets getreu, und wenn vom Theater die Rede ist, wird auch in aller Zukunft Gustav Verndal als eines Künstlers gedacht werden müssen, der durch Bildung und Talent, durch Charakter und Persönlichkeit den höchsten Ansprüchen genügte, die man an einen deutschen Schauspieler zu stellen berechtigt ist.

Eugen Zabel.

Pariser Mode-Notizen.

Paris, August 1885.

Vor Zeiten, da die Mode noch despotisch herrschte, legte sie den Frauen aller ihr hübsigender Länder eine bestimmte Form, eine bestimmte Farbe der Kleidung u. s. w. auf, Anordnungen, welchen sich diese, bei Strafe unmodern zu sein, fügen mußte. Traurig für die Frau, deren Aussehen unter der Farbe litt, schlimm für jene, deren Figur durch die Form eine ungünstige Folie erhielt.

Diese Zeiten sind dahin! Der Despotismus hat sich in Freiheit verwandelt; aber mit dieser Freiheit ist leider nicht jeder Frau auch die Einsicht gekommen, der Zeiten Gunst zum Besten ihres Äußeren anzubenten. Und gerade darum macht die Lizenz, alles tragen zu dürfen, und hierdurch ebenso leicht

modern, als geschmacklos gekleidet zu sein, es heute besonders wichtig, den Frauen bei der Wahl ihrer Kleidung zur Seite zu stehen. Eine Jede muß lernen, die Elemente der Toiletten aus der Menge der sich darbietenden Gegenstände mit feinem Gefühl zu erfassen; sie muß lernen, modisch gerecht und zugleich der eigenen Persönlichkeit entsprechend zu erscheinen. Denn nicht jede kleidet alles! Dieses Wort nachdrücklich betonend, wenden wir unsere Blicke zuerst den umfangreichen Tournüren, den reichgefalteten Kostümen, den Taillen mit gebauschtem Vorderteil zu; wir gedenken der gestreiften Stoffe, der horizontalen Garnituren, lauter Arrangements, die nur für große und zugleich schlank Figuren passen, von kleinen, sehr vollen Frauengestalten indes nur ärmlich verwendet werden dürfen. Wir erwähnen ferner die Ärmel mit hoher gefalteter, spanischer Schulter und bemerken, daß hinsichtlich der letzteren allein die abfallende Schulterlinie für ihre Wahl entscheidet. Weiter erinnern wir an die übermäßig hohen Hüte: sie kleiden nur sehr selten, eigentlich niemals, weder sehr großen schlanken Gestalten, weil sie bei diesen ja den Mangel an Proportion erhöhen, noch kleinen Frauen, welche drohigerweise wie auf starkem Unterbau ein schwebendes Türmchen zu tragen scheinen. Der übermäßig hohe Hut sei somit höchstens den mittleren Figuren empfohlen. Noch viele andere Beobachtungen schließen sich diesen an und werden bei näherer Prüfung einer Mode leicht von den Frauen selbst gemacht. Ein Zug ist für die Gegenwart besonders charakteristisch! Während die Mode von ehemals ganz selbständig erschien, und mit dem Moment ihres Auftretens die vorhergegangene verschwand, als sie niemals dagewesen, schließt sich die Mode von heute ihrer Vorgängerin gleichsam freundschaftlich an und lebt noch eine Zeit in guter Harmonie mit ihr fort. Kaum eine einzige Form, kaum irgend welche Stoffe der verflochtenen Saison werden völlig kassiert. So trägt man fortgesetzt die Polonaise, die Schürzentunika, die Paniers, nur alles ein wenig verändert, auch für die diesjährige Herbst- und Winterfaison. Das Gleiche gilt hinsichtlich der Draperieen, auf welche man zurückkommt, nachdem man sie auf einen Augenblick, ja wirklich nur auf einen Augenblick, verlassen hat, um an ihrer Stelle den Bauernrock zu wählen; aber länger und weniger gebauscht werden wir sie jetzt verwendet sehen. Natürlich sind auch die Bauernröcke, den eben erwähnten Grundfäden der Toleranz zufolge, nicht ganz verschwunden, und werden namentlich von der Jugend noch gern gewählt. Ein gleiches Schicksal hat die Damaspize; man scheint auf sie nicht völlig verzichtet zu wollen, aber man wird ihrem Erscheinen einen Ruhepunkt gönnen, nachdem man müde geworden, sie zu sehen und zu tragen.

Die Stoffneheiten für Herbst und kommenden Winter zeigen, nachdem die Frauen sich einige Zeit in der Tracht der Koffelener und in Geweben, die den Pferdebedecken gleichen, gefallen haben, feinere und weichere Fabrikate. Eine Fülle glatter glänzender Tüchchen liegen zur Auswahl. Wir sehen neben den Bigognestoffen in Naturfarbe die Erzeugnisse von Tibet und Tunis; gestreift in lebhaften Farben und mit Gold und Seide gleichsam durchschossen, sind sie je mit einem harmonisierenden um vorhanden. Von ersteren Stoffen stellt man den Rock oder wenigstens eine Bahn desselben her, während der übrige Teil der Toilette aus uni-Geweben besteht; dazu wird man die Taillen viel mit einem gitterartigen Geflecht, welches zwei Farben des Stoffes enthält und ein durchsichtiges Chemisette deckt, garnieren. Den schönen, wenn gleich schwereren Stoff brocat-de-laine, gewebt aus Wolle und Seide, sieht man in gleicher Weise verwendet, nur ist es beliebt, an Stelle des uni-Stoffes aus harmonisierenden Wollengeweben Seide zu wählen und Polonaisen-Tunika mit kleinem Fädchen oder gefalteter Taille zu fertigen und mit Kragen, Revers, sowie Plastrons von brocat-de-laine zu garnieren.

Die Soutache, welche bereits viele Stadien des Triumphes wie der Niederlagen durchschritten hat, kommt von neuem in Aufnahme. Wir verzieren den unteren Rand des Rockes, den Außenrand der Fädchen oder der Taillen mit derselben, auch fassen wir die Röcke tablierartig und nach den Seiten schmal verlaufend mit Verschmürung aus und überdecken in gleicher Weise die neuerdings beliebten breiten Gürtel. Eine Mode, die freudig begrüßt wird, da sie zugleich die Ökonomie begünstigt und Gelegenheit bietet, das getragene Kostüm aufzufrischen. Ein ähnlich wirkender Garniturartikel sind die durchbrochen ausgeschlagenen Sammetbordüren und Figuren; erstere werden dem unteren Rande des Rockes flach angenäht, letztere zieren die Vorder- und Rückenteile der Taille durch Bretellen vom Stoff des Kleides begrenzt. Desgleichen wird die Mode nicht müde, große Passementerie-Figuren herzustellen, ausgestattet mit Blei- und glänzenden Holzperlen. Auf den Schultern, sowie vorn und hinten und am unteren Rande der Taille angebracht, oder zum Raffen der Tunika verwendet, erzielen sie großen Effekt. Auch Bordüren aus Jet- und Holz- oder Jet- und Bleiperlen werden vorbereitet und, als Garnitur der Krage und Ärmelmanschetten verwendet, von vornehmer Wirkung sein. Die Einfachheit und zugleich Gediegenheit dieses Schmuckes macht denselben auch zur Vervollständigung eines eleganten Reiskleides sehr geeignet.

Auf vielen Stoffen für Roben finden wir die Attribute der Jagd, der Fischerei, der Schifffahrt, der Rennen. Wir erblicken Jagdhörner, Fische, Krebse, kleine Röhne und das glückverheißende Hufeisen; gleiche gestickte oder aus Metall hergestellte Attribute zieren außerdem einzelne Teile des Kleides und werden als Agraffen verwendet.

Zweifel wirkt leicht überladen und wir hoffen, daß der gute Geschmack auch hier das Richtige treffen und nur bei passender Gelegenheit eine so fremdartig, einem Rebus gleichwirkende Toilette wählen wird. In den frappierenden Erscheinungen fortsahend, erwähnen wir die englischen Taillen, welche jetzt mit Vorliebe die Reisettoilette vervollständigen; sie sind gefaltet oder kraus und mit gestickten Bordüren garniert, sowie mit wiederholt angebrachten Agraffen von Metall oder Holz, in Form von Hufeisen, Pferdeköpfen, Beitschen u. g. geschlossen. Eine Konkurrenz der vorerwähnten Garnituren bilden die mit Wasserfarben bemalten Bänder, Früchte aller Art darstellend. — Was wird noch folgen! Es sind dies bizarre Ausschreitungen der Mode, die sich jeder Berechnung entziehen. In der Mehrzahl wird man die Taillen noch mit Schnecken versehen und für die Gesellschaft gern vorn und hinten vieredig oder herzförmig offen tragen, auch mit Plastrons von absteckenden Farben ausstatten; außerdem trägt man die krause Taille, doch ist dieselbe jetzt vorn weniger bauschig. Zu den Toiletten von uni-Stoffen fertigt man pliffierte, bis

an den Ellenbogen reichende Ärmel, denen sich am unteren Rande ein Revers anschließt. Auch ist es erlaubt, die Ärmel von absteckendem Stoff, z. B. zu einem Kleide aus Wolle von Seide oder Sammet und auch von beiden Stoffen zu arbeiten, eine hübsche Freiheit, die viele Kombinationen gestattet. Die Polonaisen kreuzen und öffnen sich vielfach schräg, sowohl die Taille derselben, wie deren Schoßteile, in ersterem Falle wird eine Weste, in letzterem ein Redingote, dessen einer Schoßteil gerast ist, gebildet.

Für die Abendtoilette sehen wir den Stahl verwendet, welcher auf zarten uni-Stoffen, denen gestreifte Gewebe in lebhaften Farben zugefügt sind, köstliche Wirkungen hervorbringt; man wählt besonders zur Herbst-Réunion derartige Arrangements. Die gestreiften Stoffe sind sowohl aus Seide und Sammet gewebt, wie aus einfarbigen Stoffbändern, welche mit gestickten entre-deux abwechseln, zusammengestellt und mit Spitze ausgestattet. Die Tunikas und die Taillen zu diesen gestreiften Röcken sind aus uni-Geweben, die Taillen an den Schultern gefaltet und mit einem runden Gürtel von Band zusammengehalten. Gleiche Bänder fallen oft bis an den unteren Rand des Rockes, wo sie Schlingen bildend zusammengefaßt sind. Einzelne Bänder hat man auch seitwärts geleitet und zur Raffung der Garnitureile verwendet. Auf den Schultern sind ebenfalls Handbüschel befestigt. Diese reizenden Zusammenstellungen gestatten viele hübsche Variationen. Für ganz junge Mädchen kombiniert man anmutige Toiletten, deren Röcke aus übereinanderfallenden Spitzenvolants bestehen, welche mit Schleifenbüscheln von farbigem schmalen Moiréband gleichsam überfüllt erscheinen.

Noch ein Wort von den unentbehrlichen Herbstumhängen, keine eigentlichen Mäntel, sondern nur die letzte Hülle vor Beginn des Winters. Man arbeitet sie lang oder kurz aus den verschiedensten Stoffen und gleich vielfältig sind die Garnituren; Motive aller Art von Perlen, schwarzen und farbigen Passementerieen, Sammet, Seide, Spitze u. Die einen haben einen kleinen Kapuchon, die anderen vorn und im Rücken Einsätze, diese Westenteile, jene absteckende Ärmel von Seidenstoff oder Sammet, garniert mit Spitzen, mit Vorten, Grelots und Soutachierung; endlich was ihre Formen betrifft — sie sind bekannt und ihr Name wird „Legion“ sein!

Kleines Auskunftsbureau des „Bazar“.

Frau Geheimrätin v. M. in München. Ein Institut für den Unterricht in den zeichnenden Künsten und den Realfächern finden Ihre Töchter in Florenz, Villa Pellegrina, 5 Lugano. Die Schule wird geleitet von einem Fräulein Anna Fries aus Zürich. Die Anstalt wird wohl empfohlen.

Fräulein D. v. B.-g. Freiburg. Wenden Sie sich, in Paris angekommen, sofort nach der Rue de Vienne 17, Quartier de l'Europe, wo die Vorsteherin des Instituts Protecteur des Femmes de la Société, Baronin de Pelouse, Ihnen, wie allen an sie adressierten einzelnen Damen, die sich vorübergehend in Paris aufhalten wollen, bereitwillig Auskunft über Pariser Verhältnisse, Bildungsmittel, Institute u. erteilen, auch gern Pension im Hause gewähren wird. — Daß die Pariser medizinische Schule auch Frauen Zutritt und Teilnahme gestattet, dürfte Ihnen bekannt sein.

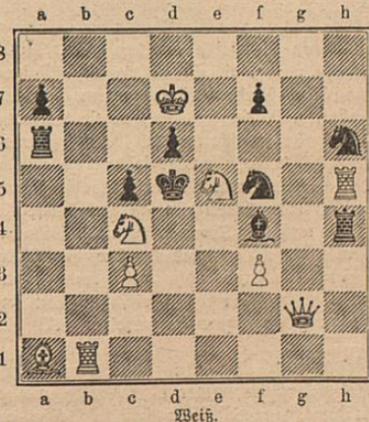
Verwitwete Stadtschreiberin B. in N. Für ein junges Mädchen, wie Ihre Tochter uns nach den gegebenen Andeutungen erscheint, gesund, arbeitsfroh, kinderliebend und sanften Gemütes, wüßten wir kaum einen passenderen Beruf vorzuschlagen, als den einer Kindergärtnerin. Derselbe würde, auch der geringen Vorbereitungszeit und der kurzen Vorbereitungszeit wegen, für Ihre besonderen Verhältnisse sich wohl eignen. Ein einziges Jahr Unterricht und die Auslage von im Ganzen 113 Mk. für Schulgeld und Prüfungsgebühren sichert Ihrer Tochter für das Leben eine wohl bescheidene aber sorgenfreie Existenz und die reinen Freuden einer Thätigkeit in lieblichem Kinderkreise. — Zur Orientierung hier einiges über die Bedingungen und die Bildungszeit. Die Anmeldung geschieht beim Direktor des Kindergärtnerinnen-Seminars, Schulinspektor Reincke, Berlin, Chausseestr. 54, oder bei Frau Marie Wiener, Kronenstr. 24. Die Aufnahme erfolgt zu Michaelis. Die Aufzunehmenden müssen vor dem 1. Oktober das 16. Lebensjahr vollendet haben und folgende Papiere einreichen: Geburts- oder Taufschein; Schulabgangszeugnis; selbstgeschriebenen Lebenslauf mit Darlegung ihres Bildungsganges; Führungsattest der Ortsbehörde oder eines Predigers. Die Aufnahme ist abhängig von einer leichten Aufnahmeprüfung: Schriftlicher Aufsatz, mündlich Darlegung einiger Kenntnisse der Hauptwerke der deutschen Literatur; verständnisvolle Deklamation einiger Gedichte und fließende Erzählung einer einfachen Geschichte in gebildeter Sprache; Kenntnis der allerwichtigsten Thatsachen der deutschen Geschichte, der geographischen Verhältnisse Deutschlands, Europas und der übrigen Erdteile, Kenntnis des Rechnens mit Brüchen und einige Geläufigkeit im Lösen einfacher Aufgaben; Singen der Tonleiter und einiger selbstgewählter Lieder. Eine Anstellung nach absolviertem Bildungsjahr vermittelt unentgeltlich der Berliner Fröbel-Verein.

Schach.

Aufgabe Nr. 160.

Von J. Mayer.

Schwarz.



Auslösung der Schach-Aufgabe Nr. 158 Seite 312.

- 1. D h 1 — a 1. Schwarz.
2. e 2 — e 4 ♠. Schwarz.
2. K d 5 n. e 6 oder — c 6. Weiß.
3. D a 1 — e 5 oder — a 6 matt. A. Weiß.
1. ... Schwarz.
1. K d 6 — c 6. Weiß.
2. D a 1 — a 6 ♠. Schwarz.
2. K c 6 — d 5. Weiß.
3. e 2 — e 4 matt. (Andere Spielarten ähnlich.)

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 52. Die Blumenverteilung.

Von drei Damen, die wir kurz Antonie, Emilie und Marie nennen, führte jede bei einer Zusammenkunft eine Anzahl Blumen bei sich. Antonie gab ihren Freundinnen Emilie und Marie von ihren eigenen Blumen soviel als jede ursprünglich hatte. Emilie machte es demnachst gerade ebenso, indem sie jeder der beiden andern Damen genau so viel Blumen gab, als jede derselben nunmehr besaß. Endlich kam die Reihe an Marie, welche dasselbe Verfahren beobachtete. Sie gab von Ihrem Blumenvorrat jeder ihrer beiden Freundinnen so viel Blumen, als jede zuletzt hatte.

Es stellte sich nunmehr heraus, daß auf diese Weise eine vollständig gleichmäßige Verteilung vollzogen war, sodaß jede der drei Damen sich zuletzt im Besitz von acht Blumen befand.

Wie viel Blumen hatte jede ursprünglich gehabt?

Auflösungen der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 51, Seite 312. Die 8 möglichen Lösungen sind folgende:

Grid of 8 possible solutions for the arithmetic puzzle, showing numbers in a 3x3 grid format.

Hat man erst eine Lösung gefunden, so findet man mit einiger Überlegung die übrigen leicht durch Drehung des Quadrats, beziehentlich durch Umkehrung der Zahlenreihenfolge. Die Zahl 5 muß immer die Mitte bilden.

Auflösung des Rätsels Seite 312. Berliner Pferde-Eisenbahn-Gesellschaft.

Table with 3 columns and 10 rows showing the solution to the riddle, including a 'Übersicht' (overview) section.

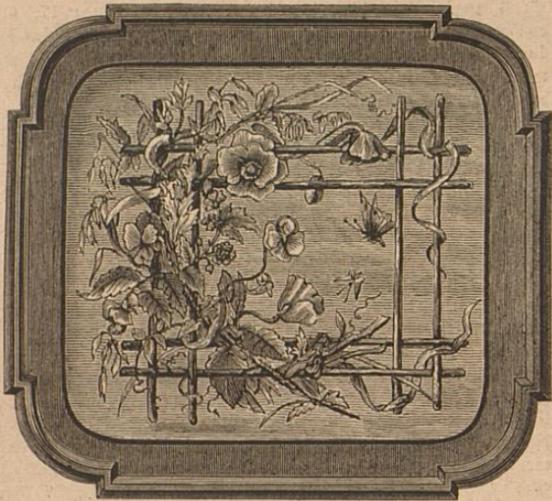
Dilettanten-Arbeiten.

I. Die Holzmalerei.

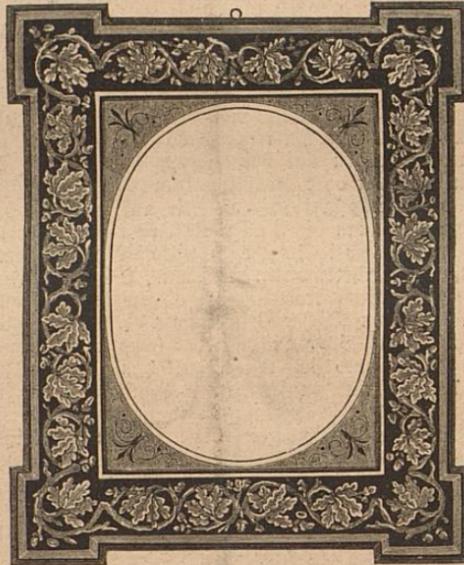
Unendlich viel Geschmackloses wird auf dem Gebiete der Holzmalerei geleistet. Die Wenigsten denken daran, daß sie beim Bemalen des Holzes eine schöne, elfenbeinfarbene Fläche vor sich haben, die als Hauptton bei der Malerei benutzt werden muß, sondern bemühen sich im Gegenteil, möglichst den schönen Holzton durch dicken Farbauftrag zu überschreien, ja setzen, wie ich das so oft aus Arbeiten von Dilettanten gesehen, sogar Deckfarben auf und machen dadurch den Holzton ganz überflüssig. Welche unnütze und mühevollte Arbeit wird durch solch unschönes Malen vollbracht! Will man dergleichen auf farbigem Papier arbeiten, gut, dort ist es angebracht, ebenso auch, wenn man eine auf Holz misstratene Malerei durch Farbe zu decken oder auf dunklem grauen Holzgrund zu malen beabsichtigt; das helle Holz aber muß mit so transparenten Farben bemalt werden, daß es nur wie eine kolorierte Fläche erscheint und die Malerei wie eingelegte Arbeit aussieht. Man muß also farbige Flächen malen und zwar majolikähnlich, dünn und in verschiedenen Schattierungen. Blumen werden, nachdem sie aufgezeichnet, nicht als naturgetreue Bilder, sondern als stilisierte Blumen behandelt, mit Konturen versehen und gleich mit zwei oder auch mehr Farbtönen fertig gemalt. Will man Holzgegenstände verzieren, so soll man nicht daran denken, ein Bild darauf malen zu wollen, sondern das betreffende Stück zu verzieren. Daher darf man nicht schwer aussehende Vollmalereien zum Vorwurf wählen: Viel Farbe und viel Wasser, nicht trocken malen, wie das meistens geschieht. Beim Malen muß man einen großen Pinsel

Mattigkeit des Farbtones auf, ebenso, die fast an Nachlässigkeit grenzende Oberflächlichkeit, mit welcher die Konturen und die Blattrippen angezeichnet sind. Die Folge davon ist, daß nicht zu peinigend und nicht zu viel an den Konturen und Blattadern gearbeitet, das Ganze nur leicht angedeutet werden darf. Malt man in dieser Weise z. B. eine wilde Rose, so muß solch ein Blumenblatt gleich mit zwei verschiedenen Farben angelegt werden, ganz wenig Karmin unten, oben dagegen sehr zart rosa, auf diese Weise laufen die Löne ineinander und der Zufall bringt hier oft die schönsten Formen und Farbenabstufungen hervor, ganz wie bei der Majolikamalerei. Immer ist es vor allem die Zeichnung, auf die es hier ankommt. Nachdem die Konturen gezeichnet, malt man den Grund, der am besten wohl in Schwarz wirkt, hierzu muß man die Farbe dick nehmen, damit der Grund nach der Politur nicht grau aussieht. Soll der Grund hell bleiben, so sind die Konturen mit dunkelbrauner Farbe nachzuziehen, Sepia und gebrannte Terra Sienna gemischt, doch ist ein dunkler Grund bei dieser dekorativen Art der Malerei immer wirkungsvoller für die leichten Farbtöne. Sehr schön und transparent wirkt auch Malerei in Sepia oder chinesischer Tusche auf Holz; dazu eignen sich hauptsächlich Landschaften und Figuren. Derartige Malereien kann man dann mit einem farbigen Blumentranz umgeben. Oft wird die Arbeit durch den Polierer ganz verdorben; will man also das Polieren vermeiden, so bohne man das Holz nach dem Malen. Man übergeht die fertige Arbeit schnell mittels eines großen Pinsels mit französischem Firnis, dann schmilzt

Von einem Spaziergänger heimkommend, beladen mit einem großen Feldblumenstrauß, will ich hieraus ein Tischmuster (Abb. 1) für meine jungen Leserinnen komponieren, damit sie sehen, wie man die natürlichen Blumen zu dergleichen auf die einfachste Weise verwerten kann. Das Motiv ist: Brombeerranken, Mohn und hellfarbige Wicken (Bohnenblüten) zu einem offenen Halbkranz zu vereinigen. Sie malen nun ganz in derselben leichten Weise, wie ich angedeutet, den Mohn mehr in matten Farben gehalten, mit Karmin und Saffarot (einer sehr schönen feurigen Farbe), auch etwas Zinnober. Die Farben müssen heller wirken als in der Natur, da sie sonst zu grell sein würden. Die Brombeerranken und Stiele werden mit Rötlichbraun und Grün angelegt, die Blätter der Mohnstengel hellgelblich Grün und Deckgrün, die Bohnenblüten mit Mattgelb und hellstem Blau oder Rosa, nur sehr zart angemalt. Malen Sie nun z. B. ein Brombeerranke, so nimmt man etwa die eine Seite rötlich, die andere grünlich, nach in nach die Löne ineinanderlaufen lassen. Nun muß man darauf achten, daß beim Malen hübsche Farbeneffekte durch Nebeneinandersehen gegensätzlicher Farben erzielt werden, daß man ein Blatt mit verschiedenen Farben malt und das nebenstehende heller oder dunkler gestaltet. Das durch die Blumen sich schlingende Band wird hellblau gemalt, die durch Striche schattierten Stellen dunkler, wie überhaupt die schattierten Stellen den dunkleren Farbenton anbeuten, der neben die hellen Löne zu setzen ist. Nachdem der ganze Kranz und die Holzstäbe, welche braun schattiert, das Licht ganz offen lassen, — flott übermalt sind, werden die



1. Tischplatte.



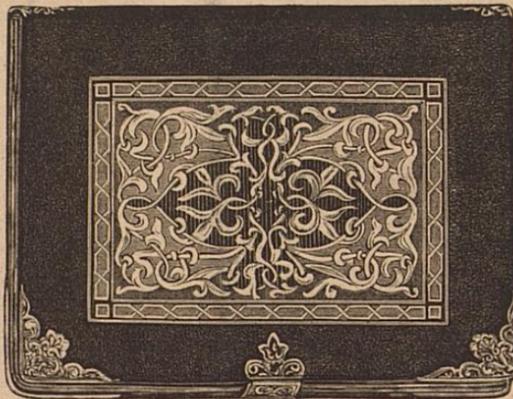
2. Bilderrahmen.



3. Journalmappe.



4. Handschuhkasten.



5. Schreibmappe.



6. Spielmarkenkästchen.

Verschiedene Gebrauchs-Gegenstände mit Holzmalerei.

nehmen und ihn hochhalten, wenn die Farbe angelegt wird, damit das Wasser herausläuft. Malen wir z. B. ein Eichen- oder Rosenblatt, so darf nicht mit nur einer Farbe herübergegangen, sondern es müssen gleich mehrere Farben, z. B. ein helles Grün, ein Karminbraun und ein dunkleres Braungrün gemischt werden. Nun setzt man z. B. an die Spitze des Blattes Hellgrün, sehr naß, so daß die nächstfolgende Farbe, sagen wir das Karminbraun, sich mit der obenstehenden Farbe verbindet; unten legt man braungrün an und damit ist das Blatt fertig; wirkt die Farbe nach dem Trocknen zu matt, so kann man noch einmal herübergehen, mehr als zweimal aber darf das Blatt nicht übermalt werden, da sonst die Farbe nicht mehr transparent wirkt. Am besten ist's, man sucht gleich den richtigen Ton zu treffen. Bei genauer Betrachtung eingelegter Holzarbeiten fällt die

man weißes Wachs in Terpentinöl und verreibt diese pomadenartige Salbe mit den Fingern auf der bemalten Holzfläche so lange, bis sie ganz zerschmolzen ist und glatt über dem Holz steht. So gebohrte Sachen werden nicht so dunkel wie nach dem Polieren und haben nur einen matten Glanz, wodurch man bei manchen Malereien eine feinere Wirkung erzielt. Ähnlich der Majolikamalerei muß die Malerei auf Holz ihre Hauptwirkung in hellen und tiefen Farbengegenätzen suchen und nur leichte Motive, Feld- und Wiesenblumen, graziose Blätterranken, als: Brombeeren, Hopfen, Wein- und Eichenlaub, oder farbige Ornamente, wie wir sie so herrlich in Meurers großem Ornamentischaf finden, auch Figuren, immer aber in dekorativer Wirkung, zum Grunde haben. Die Aquarellfarbe soll nur zur Erhöhung der Schönheit des Holzfarbentones beitragen, nicht aber denselben verdecken.

Konturen in der von mir angedeuteten Weise hineingezeichnet und dann der schwarze Grund angelegt. Der Hafer wird gleichfalls mit schwarzer Farbe konturiert und im Holzton gelassen, die dunkleren Stellen sind mit Hellgrün oder Hellbraun zu schattieren, aber nur sehr leicht.

So kann die geeignete Leserin das Muster (Abb. 1) auch zu Vorlagen für größere Kästchen, Lampenteller u. dgl. umarbeiten. — Daneben giebt die umsichtige Redaktion des „Bazar“ zu meiner Freude in Abbildung 2-6 eine Auswahl verschiedenartiger, mit Malerei zu schmückender Gegenstände, die ich sorgfältiger Beachtung empfehlen kann.\*

Die Schönfeldschen Aquarellfarben in Tuben sind empfehlenswert, am besten aber sind immer die englischen Farben in Porzellannäpfschen, à Kästen 10-20 Mark, je nach der Größe.

Anna v. Parpart.

\* Anmerkung der Redaktion. Um allen — also auch den weniger geübten — Abonnenten die Möglichkeit zu bieten, die Holzmalerei zu eigener Befriedigung und zur Freude anderer auszuüben, haben wir eine Anzahl Entwürfe (Vorzzeichnungen) in natürlicher Größe auf einem Bogen zusammengestellt und in bester lithographischer Ausführung vervielfältigen lassen. Dieser „Kunstbogen“ enthält die sämtlichen originalgroßen Entwürfe (Vorzzeichnungen) zu obigen Abbildungen 1-6 und außerdem eine

Anzahl praktischer, stilvoller Vorlagen (Vordüren, Bouquets, Fleins) zu allen möglichen Malzwecken mit den nötigen Anleitungen und Beschreibungen. Unsere Verlagsbuchhandlung, Berlin W., Wilhelmstraße 46/47, versendet diesen „Kunstbogen“ auf Verlangen direkt an alle Abonnenten, welche 3 Mark = 1 fl. 80 Kr. S. W. zu diesem Zwecke einsenden. Der Preis ist mit Rücksicht auf große Verbreitung des „Kunstblattes“ möglichst niedrig bemessen.